

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Neunundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.

1899.

1899



3972



Inhalt.

<p>Agrarkrisis, die, in Großbritannien 218</p> <p>Agrarpolitik, französische 83</p> <p>Aktienregulativ, das österreichische 500</p> <p>Als ich wiederkam 401</p> <p>Altersgrenzen, die, im Offiziercorps 561</p> <p>Amerikas Europäisierung 461</p> <p>Bebel, die Rotte 97</p> <p>Bosjio 329</p> <p>Brief, ein, an Treitschke 187</p> <p>Briefe, zwei 482</p> <p>Briefkasten 532</p> <p>Bundesratsbeschlüsse 532</p> <p>Chemie, die, am Ende des Jahrhunderts 344</p> <p>Defilircour 535</p> <p>Depeſchen, zwei 185</p> <p>Elektra 395</p> <p>Ende, das, des Marxismus . . . 119</p> <p>Feldartillerie s. suum cuique.</p> <p>Flotte, die 447 s. 1917. s. a. Kampf. s. a. Briefkasten.</p> <p>Fragen, zwei deutsche 361</p> <p>Französische Wirthschaftspolitik s. Wirthschaftspolitik.</p> <p>Frauenarbeit und Kulturideal . 209</p> <p>Frauenbewegung s. Reaktion.</p> <p>Frauenkleidung s. Reform.</p> <p>Friedensfest, das 178</p> <p>Genius, der, der Pflichtigkeit . . 312</p> <p>Geschichtsauffassung, soziologische . 406 468</p> <p>Glossen zum Spielerprozeß . . . 138</p> <p>Gorkij, Maxim 338</p> <p>Hamburger Rede, die 145</p>	<p>Harmlösen, die 1</p> <p>Haschisch 170</p> <p>Haus, das große 369</p> <p>Hefe, die 252</p> <p>Heines, Heinrich, letzter Ausgang 456</p> <p>Herbstwehen 42</p> <p>Hypnose, thierische 554</p> <p>Jahr, das, des Heils 572</p> <p>Jahrhundert, das neue 445</p> <p>Ideen zu einer Universitätsreform 306</p> <p>Jenseits des Schlagbaumes . . . 255</p> <p>Judisches Märchen, s. Märchen.</p> <p>Jupiters Kücklein 128</p> <p>Kanäle 80</p> <p>Kampf, der, um die Flotte . . . 334</p> <p>Kind und Bühne in Frankreich . 7</p> <p>Kohlenstaub 88</p> <p>Konsumvereine und Sozialdemo- kratie 257</p> <p>Krieg, der, in Südafrika 429 s. Notizbuch 267. s. a. Süd- afrika 484.</p> <p>Kulturphilosophie 492</p> <p>Kunstaustellungsepilog 34</p> <p>Landesbefestigungen 68</p> <p>Leoniden 273</p> <p>Lethe 175</p> <p>Luther, der neue 194</p> <p>Märchen, indisches 519</p> <p>Marken, neue 320</p> <p>Markt in Bogen, auf dem sonnigen 131</p> <p>Marxismus, s. Ende.</p> <p>Mauthner, Friedrich 296</p> <p>Milijsystem, das, der Zukunft . . 378</p> <p>Minenkrieg 49</p> <p>Miquel, s. Notizbuch 45.</p>
--	---

Mirbach, f. Oberhofmeisterstück.	
Nahrung, f. Wozu.	
1900	553
1917	233
Nothwendigkeit, die	420
Notizblätter eines Bühnenleiters	327
Notizbuch 45, 91, 229, 267	
O Ihr Rechtgläubigen!	386
Oberhofmeisterstück, das	359
Oesterreichische Aktienregulativ, das	
f. Aktienregulativ.	
Pariser Weltausstellung, f. Notiz-	
buch 229.	
Petöfi, Alexander	570
Philippinische Frage, die	313
Piljai, Emeljan	72
Rache, des Teufels	563
Reaktion in der Frauenbewegung	279
Redaktion-Europäer, der	353
Reform der Frauenkleidung	384
Revision, eine kleine	164
Rhebe f. Hamburger.	
Samoa f. Leoniden.	
Schlaf und Traum 14, 54	
Schmidt, Albert f. Notizbuch . 230	
Schubarts, Martin, Nachlaß	10
Schubarts Thorand-Buch	250
Schweiz, die, im neunzehnten Jahr-	
hundert	244
Segantini, Giovanni	66
Seine, die	28
Selbstanzeigen 173, 222, 262, 388, 524	
Sonnenblume, die	291
Sozialdemokratie f. Konsumver-	
eine.	
Soziologische Geschichtsauffassung f.	
Geschichtsauffassung.	
Spieleerprozeß f. Claffen.	
Spinner und Weber	318
Stadt, die	241
Stahlpanzer	226
Stille, die	65
Südafrika, aus	484
Suum cuique	482
Teufsch, Bischof	104
Theater	142
Thier, das wilde	86
Totentänze, Einiges über	415
Tragikomödie	577
Traum f. Schlaf.	
Treibetrocknung	264
Treitschke f. Brief.	
Trusts, die, in den Vereinigten	
Staaten	372
Tuberkulose, eine neue Behand-	
lung der	457
Türkische Literatur f. Wieder-	
geburt.	
Universitätreform f. Ideen.	
Van Dyck-Ausstellung, eine	159
Vatikan, aus dem	513
Verse	518
Versuche an lebenden Menschen . 213	
Vorbedeutungen, böse	356
Weihnachtsbescherung	528
Weisen, die, vom Morgenland . 487	
Weisheit, die, des Sultans	442
Werthe, fremde	132
Wiedergeburt, die, der türkischen	
Literatur	191
Windsor-Pudding	321
Winter, im, des Mißvergnügens 479	
Wirtschaftsnotizbuch	398
Wirtschaftspolitik, französische . 477	
Wozu dient unsere Nahrung?	151
Yankee und Dutchman	392



Berlin, den 7. Oktober 1899.

Die Harmlosen.

Die erste Oktoberwoche hat den Berlinern und allen aus der Berliner Volksküche publizistisch Gespeisten eine herrliche, das neue Bürgerquartal verheißungsvoll beginnende Sensation gebracht, eine, die ein Weilchen wenigstens die allzu früh verschwundenen Wonnen des Kolportageromans vom Teufelsinsulaner ersetzen kann und neben deren blinkendem Reiz sogar die Feuerfarbe der Schauermär aus den Oktobertagen des Jahres 1893, der Zeit des hannoverschen Reitschülerprozesses, zu schattenhaftem Grau verbleicht. Wieder marschiren, wie in Rennes und Hannover, Duzende von Offizieren als Zeugen auf und wieder sind, wie in Rennes und Hannover, die gerichtlichen Zeugen die vor dem Forum der öffentlichen Meinung Angeklagten. Diesmal aber liegt die Sache noch günstiger als in den vorigen Fällen. Denn erstens hat man die uniformirten Herren jetzt in Berlin; sie müssen in den überheizten Korridoren des moabiter Kriminalgerichtes halbe, vielleicht ganze Tage lang warten und jeder Reporter, jeder Stimmungsbildnißmaler kann an ihnen sein Muthchen fühlen, kann sie entkleiden, von ihren Jugendsünden die Schleier reißen und mit flinkem Finger in der Skandalchronik ihrer adeligen Familien wühlen. Zweitens mußte man in Hannover und erst recht in Rennes, wo überirdische Helden vom Schläge des Jesus-Drehfus, des Johannes-Frenshütter und des Lohengrin-Picquart sichtbar wurden, doch einzelne Ausnahmen noch von der Regel zulassen, daß Offiziere läderliche, gewissenlose Burschen ohne Treu und Glauben sind, während jetzt für alle Träger hellgrauer Capes ein gemeinsamer Scheiterstöß gehäuft werden kann, der zuschauenden Bourgeoisie zur Erbauung. Und drittens sitzen diesmal nicht, wie in Hannover, auf der Anklagebank die Herren Abter, See-

mann und Fährle, geschäftskundige Ehrenmänner bürgerlicher Herkunft, von denen die adeligen Lieutenants sphylockisch bewuchert und ausgeplündert wurden, sondern die Herren von Kayser, von Kroecker, von Schachtmeier, deren Väter in der Armee hohe Stellen eingenommen haben und deren Sippen und Wagen sich bis in die feudalsten Bezirke des verhassten Junkerthumes erstrecken. Dazu eine lange Zeugenschaar aus den bekanntesten Kavallerieregimentern, Zeugen, die, weil sie leichtsinnige Streiche zu beichten und zum Theil wahrscheinlich mit dem Verzicht auf eine weiter führende Karriere zu büßen haben, sich wohl sicher genirt fühlen werden. Drei Liebesspenderinnen, die mit den Angeklagten „Verhältnisse“ hatten, und im Hintergrunde die holden Schatten der Barrisons, der Dame Valentine Petit und der auf Anschlagzetteln noch immer schönen Otero, also der hellsten Wintergartensterne, deren Glanz nach Witternacht manchmal die verborgenen Räume des Centralhotels, wo der Klub der Harmlosen nächtete, bestrahlt haben soll. Ein gesundesessen Freffen, eine lieblich in die Nästern duftende Mahlzeit für Seine Majestät Mob. Kavallerieoffiziere und theure Cocotten, eine Mischung von Stallgestank und weich kosenden Boudoirdünsten, — etwas reizend Berruchtes, entzückend Orgiafisches mußte sich da enthüllen. So, nun sieht mans klar, lebt also diese im Kern korrupte adelige Gesellschaft. Schon nach dem Reitschülerprozeß konnte man in der Bossfischen Zeitung für das ehrfame Bürgerthum in Stadt und Land lesen: „Das Hundert Zeugen, das zu den Verhandlungen geladen war, bildet nur einen Bruchtheil jener aristokratischen Gesellschaft, die sich mit Spielern, Hochstaplern und Wucherern einläßt, jener Welt, in der Jeder den Anderen zu rupfen sucht, um schließlich selbst gerupft zu werden. Da schilt man auf die Wucherer; aber sie sind nur wie die Hyänen oder die Geier: sie erscheinen nur dort, wo sie Fäulniß wittern... Und wenn der junge Landwirth, der gut zu leben, aber nicht gut zu wirthschaften versteht, in immer größere Schwierigkeiten geräth, so tritt er dem Bunde der Landwirthe bei und verlangt die Ablösung der Grundschulden durch den Staat.“ Was werden wir jetzt erst lesen, da die Namen Kroecker, Bonin, Jedlig, Schwerin, Kardorff, Roon und Puttkamer ins Spiel und unter die Spieler gekommen sind! Zwei Prinzen, einer von Koburg und Gotha und einer von Thurn und Taxis, waren auch in die Sache verwickelt, und es wäre für bürgerliche Byzantiner unbecquem gewesen, gegen so hohe Herren harte Worte zu schleudern; doch der eine Prinz ist sehr plötzlich gestorben und der andere scheint nicht nach Altmoabit kommen zu wollen. Auf freier Bahn bleiben so nur angreifbare Opfer übrig und man darf, ohne allzu hoch oben

anzustoßen, die gruseligen Geschichten von den Agrarierföhnen erzählen, die bei schäumendem dreiundneunziger Pomerz mit der Linken Korylopfismädchen umklammern und mit der Rechten braune Scheine über den grünen Tisch streuen. Und diese Schamlosigkeit wird vor Gericht an dem selben Tage entschleiert, wo in den Zeitungen der Möbel-Pfaff sich für den Oktoberumzug empfiehlt, und wo in der Person des Geheimen Kommerzienrathes Beit die keusche Größe und nüchterne Emsigkeit des bürgerlichen Bankiers jubilirend gefeiert wird.

Geduldig wollen wir erwarten, wie viele von den geschilderten Fürchterlichkeiten das Ergebnis der Hauptverhandlung als wahr erweisen, wie viele es ins Fabelland scheuchen wird. Wir werden erfahren, ob die dritte Strafkammer des berliner Landgerichtes I die Angeklagten des gewerbsmäßigen Glücksspiels und betrügerischer Handlungen schuldig findet und ob in der Zeugenschaar besonders arge Sünden erschienen sind. Ein paar allgemeine Bemerkungen aber, deren Tendenz von dem Gang des Verfahrens nicht bestimmt und nicht geändert werden kann, drängen selbst Dem sich auf, der über die Beweisaufnahme noch nicht eine Sterbensilbe gelesen hat. Schließlich ist die Frage, welchen Monatslohn Herr Bruno von Kaiser seinem Liebchen zahlte, an der Sache ja eben so wenig das Wichtigste, wie die Erforschung des dunklen Problems, ob beim Vaccarat dem Bankier wirklich nicht bessere Gewinnchancen winken als den Pointeuren der beiden Seitengruppen.

Die Sucht, die Träger feudaler Traditionen, den Adel und das namentlich im deutschen Norden von ihm fast ausschließlich besetzte Offiziercorps, als verkommen, verrottet, zum Untergang reif hinzustellen, stammt nicht erst von gestern. Deutlich erkennbar wurde sie stets, wenn die Bourgeoisie, die thatsächlich herrscht und den Ueberbleibseln des Ständestaates nur den werthlosen Schein der Herrschaft ließ, das Bedürfnis fühlt, über eigene Sünden den Mantel einer Liebe zu breiten, die nicht immer christlichen Ursprunges zu sein braucht. Als nach den Milliardenjahren selbst in der leidenschaftlosen deutschen Menschheit der Haß gegen das schamlos raubende Gründerthum aufloberte, wurden der erregten Menge die paar hochadeligen Gründer gezeigt, die Vasker entlarvt hatte und deren Beute, im Vergleich mit der bürgerlicher Börsenbanditen, doch nur unbeträchtlich genannt werden konnte. Als die londoner Stockjobber einen großen Fischzug gemacht hatten, erschienen in der Pall Mall Gazette die Artikel über den von Hochtories erpreßten Jungfrauentribut. Als am Anfang der neunziger Jahre in Preußen die Thaten der Brüder Sommerfeld, des Herrn Anton Wolff

und seiner Konjorten ruchbar wurden, wiesen die Zeitungsbiedenten der Flatterfahrer und Depotdiebe auf die Gräucl der Wechselreitschule und riefen: Jenen gleicht kein ehrbarer Kaufmann! Als in Frankreich der Panamafschlamm nur die neue, republikanische Gesellschaft, Händler, Bankleute, Advolaten und Journalisten, bespritzt hatte und an den Resten des legitimistischen und bonapartistischen Adels kein Schmutzstäubchen hängen blieb, wurde der große Feldzug gegen die Heerführer und die angeblichen Royalisten unternommen, deren Verworfenheit dem unruhigen Volk von Frankreich und Navarra enthüllt werden mußte. Das war der Zweck des Dreyfusstandals, — und dieser Zweck ist, mit der werththätigen Hilfe des Gründeranwaltes Waldeck-Roussseau und des Allen feilen Lanzknechtes Galliffet, erreicht worden. Wer spricht noch von Panama? Cornelius Herz ist über Mercier vergessen, Gallunken wie Clemenceau und Reinach, die man vor ein paar Jahren noch in offener Kammerfugung bespie, dürfen sich als humane Wahrheitapostel aufspielen, in altvenetianischem Gerichtsstil wird die freche Possie eines Komplotprozesses inszenirt und — wundervolles Symbol republikanischer Tugend! — Der ehrenwerthe Herr Arton, den der Minister Loubet nicht finden konnte, wird vom Präsidenten Loubet begnadigt. Warum soll dieses Talent noch länger im Kerker lungern? Der Panamafumpf ist ja ausgebaggert, er stinkt kaum noch ein Wischen, — und jetzt reinigt die Kanalräumerfirma Waldeck, Reinach & Co. das Land von der adeligen Schwefelbände. Gegen Rechtsbeugungen und für das Leid unschuldig Verurtheilter sind bourgeoise Haufen, das belgrader Beispiel lehrt es eben wieder, heutzutage nicht mobil zu machen. Wo es aber einer verhassten, der Geldmacht noch nicht ganz unterjochten, dem Wammonsdiensft noch nicht völlig gewonnenen Kaste an den Kragen geht und es darauf ankommt, bürgerliche Tugendboldigkeit an adeligem Laster zu messen, da strömen die Streiter zusammen und den Komoedianten des Erdkreises, die überall nach einem gefahrlos zu haschenden Rühmchen schnupfern, gefellen sich, von der Werbetrommel gelockt, leider auch ehrliche Leute.

Dieser Troß bildet den Chorus bei allen Spielerprozessen. Zunächst fällt es auf, daß in solchen Prozessen die Protagonisten jetzt fast ausnahmslos dem Militäradel angehören. Zwar wissen wir aus halb schon verschollenen Heldenmären, daß der Krieger, dem der Tag Glück oder Unglück, Ruhm oder Tod bringt und der mit rasch wirkenden Reizen gern die vom Kampf müden Sinne aufspeißt, immer auch den Glücksspielen zugethan war, und wir haben schauernd im Evangelium Matthaei gelesen, wie des Landpflegers Kriegsknechte um das Kleid des Gekreuzigten spielten. Und wenn solche

Unsitte, die in wilder Zeit leicht begreiflich schien, in dem modernen Militärwesen auch keine Erklärung mehr findet, so zweifeln doch nur die Naivsten daran, daß in allen Garnisonen gejezt wird, je nach der Art der Pointeure zu niedrigen oder zu hohen Sätzen. Gute, tüchtige Jungen sind die Opfer dieser Gewöhnung geworden. Der Staat giebt ihnen, die, wie Herr von Krocher in der Maienblüthe seines Spielerglückes, kaum über die Zwanzig hinaus sind, zu dem bunten, betrefsten Waffenrock eine im kleinen Bezirk unbeschränkte Macht über die zum Theil ältere Mannschaft, eine Selbständigkeit, die nur der Reife zu brauchen versteht, und eine gesellschaftliche Rechtsstellung, wie sie nur Privilegirten eingeräumt wird. Sie fühlen sich als Kameraden des Monarchen, der, wie sie, den Uniformrock trägt; sie sollen repräsentiren, keine Kopfhänger und Duckmäuser sein; im Dienst werden, besonders seit der Verfüzung der Dienstzeit und der Häufung der Befichtigungen, an ihre Leistungsfähigkeit Forderungen gestellt, deren Höhe der Civilist nicht ahnt; dafür entschädigt sie Gros durch leichte Siege. Wer den langen Tag hindurch Rekruten gedrillt, das Turnen, Schwimmen, Puzen überwacht, Instruktionsstunde ertheilt oder gar beim Brigadexerziren geschwigt hat, Der ist abends nicht zu ernster Lectüre oder zu leisem Gedankenaustausch gestimmt; und wer durch seinen Beruf gezwungen ist, in dem „langweiligen Gepränge“ heimisch zu sein, in dem, nach Goethes Wort, „das Leben verloren geht“, Der hat es schwer, „sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein“, wie es an dem Weisen von Sanssouci der Dichter rühmte. Die in der steten Furcht vor Nüffeln übermäßig angespannten Nerven — der neue Kurs hat im Heer die Nervosität in erschreckendem Maß gesteigert — schreien nach Stimulantien: Weiber und Karten herbei! Meist bleibt es bei einem glimpflichen Tempelchen; doch mitunter muß ein zu stark angeschossener junger Herr, den der Wucherer umkrallt, auch den bunten Rock ausziehen, für Versicherungsanstalten reisen, in Amerika Tafelbecker werden oder mit einer kleinen Kugel der ganzen Unheilsgeschichte ein Ende machen. . . Diese Dinge sind schlimm genug; und Jünglinge, die von den „Kerlen“ in der Kaserne strenge Zucht und blinden Gehorsam heischen, sollten sich selbst besser im Zügel haben. Aber spielen etwa nur Offiziere, handeln nur sie gegen blaue und braune Scheine Frauengunst ein? Du lieber Himmel! Der Durchschnittsoffizier, sogar in Reiterregimentern, und überhaupt der Durchschnittsadelige führt in Preußen ein kümmerliches Leben, pumpt sich, bei largem Familienzuschuß, feufzend bis zur Heirathede durch und genießt von den Luxusgütern dieser Erde, auch von Weinen und Weibern, nur, was die Kaufkräftigeren

ihm übrig lassen. Jeder Erwachsene kennt in Berlin die bourgeoisen Klubs, wo Parteien um dreißigtausend Mark kaum noch beachtet werden, und die höchst ehrenwürdigen, mit Titeln, Orden und Ehrenämtern beladenen Greise, die berühmten Theatermädchen Kleider, Schmuck, Pferde und Wagen bezahlen. Jeder kann die Namen nennen — gute Börsennamen, gut in Shylocks Sinn —, die sich vor Aller Augen besonders eng mit denen der Barrisons, der Otero und der Petit verbanden. Jeder weiß, daß die berliner Kupplerinnen nicht von Offizieren und Agrariern leben und daß auf dem Fleischmarkt die Kavaliere und Kavall eristen gegen bourgeois Nestoren nicht aufkommen können, deren makellos reiner Wandel an Geschäftsfeiertagen laut gepriesen und offiziell belohnt wird. Dieses Geheimniß der Dachpavon darf aber nicht verrathen werden; was würden die bösen Sozialdemokraten und die noch ruchloseren Antisemiten dazu sagen? Deshalb wird von dem Handeln und Wandel des Herrn Max Arendt, der die Börsenkunden bestahl und die kaum flügge gewordenen Balletkinder unter seine Fittige nahm, nur flüchtig, als von dem Treiben eines „lockeren Gefellen“ im Stil des seligen Sommerfeld, gesprochen und der breiteste Raum in den Blättern den Frevelthaten der Herren von Kayser, von Kroecher, von Schachtmeyer nebst adeligen Hazardgenossen reservirt. Sonst könnte die Kunde glauben finden, daß zwar jeder herrschenden Klasse die Korruption naht und nahen muß, daß so schnell aber und so völlig noch nie eine Herrscherklasse korrumpirt worden ist wie die der behenden Bankiers, deren güldener Thron noch nicht ein mal hundert Jahre steht.

Klassenkampf: so heißt die Losung der Zeit. Und wer in dem Bemühen, die ganze Sündenlast einer im Geldkultus schwelgenden Epoche auf eine gesellschaftlich noch bevorrechtete, wirthschaftlich längst zurückgedrängte Kaste abzuladen, etwas Anderes sieht als ein Hintenmanöver im Klassenkampf, Der ist werth, als Ehrenmitglied in einen Klub aufrichtig Harmloser aufgenommen zu werden.



Kind und Bühne in Frankreich.

Vor Kurzem konnte man in österreichischen Blättern lesen, ein Gymnastiker habe eine in seiner Lehre stehende elfjährige „Elevin“ bei den Schulübungen so empfindlich mit der Reitpeitsche geschlagen, daß sie in das Spital gebracht werden mußte. Eine gerichtliche Arreststrafe traf ihn.

Es liegt mir fern, diesen Gymnastiker und die von ihm beliebte Handhabung der Peitsche zu vertheidigen; gleichwohl kann ich mich der Ansicht nicht verschließen, daß die Abrihtung von Kindern zu gewissen gefährlichen und anstrengenden Kunststücken selten ohne einen Aufwand besonderer Energie möglich sein dürfte, weil es eben der menschlichen Natur widerstrebt, sich augenscheinlichen Gefahren oder Mühseligkeiten auszusetzen. Der erwähnte bedauerliche Vorfall erscheint demnach vor Allem geeignet, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß jede Verwendung von Kindern bei den Schaustellungen der Akrobaten schon an sich von fragwürdigem Werth ist und daß das Publikum besser daran thäte, sie nicht durch sein Interesse und seinen Beifall zu unterstützen. Vielleicht würden allerdings Beschränkungen in der Heranziehung von jugendlichen Personen den Nachwuchs für gewisse Cirkuskünste überhaupt gefährden; denn früh muß sich üben, wer Meister werden will. Immerhin ließe sich Das aber leicht mit in den Kauf nehmen. Wissen wir, wie die Zukunft einst über die halbschwererischen Darstellungen urtheilen wird, an denen sich heutzutage das Publikum im Cirkus und im Varietétheater ergötzt, und ob nicht ein künftiger Lugowoi daraus eine neue — wenn auch, mit den Gladiatorenspielen verglichen, abgeschwächte — Parallele für ein zukünftiges „Pollice verso“ schöpfen wird?

In Zusammenhang dieser Gedanken stößt man auf die gesetzlichen Bestimmungen in einem Lande, das mit gutem Beispiel voranging, als es dem Mißbrauch von Kindern durch fahrende Künstler und durch die Bühnen überhaupt eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Dieses Land ist Frankreich. Seine Gesetzgebung in diesem Punkte, die allerdings nicht ohne Analogien in anderen Ländern ist, erscheint daher von Interesse.

Schon frühzeitig bestanden dort Vorschriften, die der bedenkliden Beschäftigung von Kindern durch fahrendes Volk entgegenwirken sollten. Das Uebel war jedoch nicht ausreichend eingedämmt und daraus entsprang das Gesetz vom siebenten Dezember 1874. Dieses Gesetz verbietet, *tours de force périlleux* oder *exercices de dislocation* durch Kinder unter sechzehn Jahren ausführen zu lassen, ohne Unterschied, ob das Kind zum Unternehmer in verwandtschaftlichen Beziehungen steht oder nicht. Ferner untersagt es allen Personen, die das Gewerbe von Akrobaten, Seiltänzern, Gauklern, Thierbändigern und Cirkusinhabern ausüben, bei ihren Vorstellungen eigene Kinder

unter zwölf Jahren oder fremde Kinder unter sechzehn Jahren zu verwenden. Die angedrohten Strafen gehen bis zu Gefängniß von zwei Jahren und Geldbuße von 200 Francs. Väter, Mütter, Vormünder oder Arbeitgeber, die ihre Kinder, Pflinglinge oder Lehrlinge unter sechzehn Jahren an Personen der bezeichneten Berufsbranche überlassen, verfallen der selben Strafe. Auch zieht die Verurtheilung den Verlust der Vormundschaft, eventuell sogar den Verlust der elterlichen Gewalt nach sich.

Die Fassung des Gesetzes, das auch Bestimmungen gegen den Kinderbettel u. s. w. enthält, läßt leider Manches zu wünschen übrig. Unter „*tours de force*“ sollen wohl nicht nur besondere Kraftleistungen, sondern auch gewisse andere Produktionen, zum Beispiel Produktionen auf hohem Seil, verstanden werden; der Ausdruck „*dislocation*“ ist medizinisch nicht einwandfrei; damit ist ungefähr Das gemeint, was in Deutschland vom Volksmund „*Verrenkung*“ genannt wird; es trifft also die über die Grenzen vernünftiger Gymnastik hinausgehenden Körperstellungen und Bewegungen.

Eben so ließ die Durchführung des Gesetzes viel vermissen. Zum Theil liegt Das einfach daran, daß das Gesetz lange Zeit hindurch wenig bekannt war. So produzierte sich 1884 im *Cirque d'hiver* zu Paris ein sieben- bis achtjähriges Mädchen auf dem hohen Seil; natürlich kündeten Das auch alle Anschlagzettel an. Die Behörde schritt trotzdem nicht von selbst ein, sondern erst auf Andringen der pariser Lehrlingsgesellschaft. Bezeichnend war dabei der Eindruck, den die Verurtheilung der verantwortlichen Personen machte. Wenigstens schrieb ein Tageschriftsteller damals: „Die Angelegenheit ^{***} erregte ein gewisses Aufsehen. In dem Lande, wo von Rechts wegen Jedermann so angesehen wird, als ob er die Gesetze kenne, wo in Wirklichkeit aber fast Niemand die Gesetze kennt, erfuhr man mit einigem Erstaunen, daß seit 1874 ein Gesetz vorhanden sei, das die in den Wandergewerben beschäftigten Kinder schützen soll.“

Daß die praktischen Wirkungen des Schutzgesetzes zunächst nur gering geblieben sind, hat seinen Grund aber auch in der Schwierigkeit, all das fahrende Volk überhaupt zu überwachen, dessen Kopfgahl zu der Zeit, wo das Gesetz erlassen wurde, auf 22000 geschätzt wurde. An jeden Einfällen, der Polizei eine Nase zu drehen, ließen es die Künstler des Seiles und Trapezes und ihre Arbeitgeber auch nicht fehlen. Ein Beispiel dafür bietet der selbe Fall der kleinen Luftkünstlerin. Der Theateragent, der das Gesetz kannte, hatte ihren Vater ausdrücklich auf das gesetzliche Erforderniß sechzehnjährigen Alters hingewiesen und hinzugefügt: „Ich habe Ihnen ein Unglück mitzutheilen: Man verbietet hier jetzt die Arbeit von Kindern unter sechzehn Jahren. Gestern sind schon die kleine Schaffers, das Jüngste der Widgets und Eugen, der Luftgymnastiker, der jetzt gerade hier in den Folies-Bergère

arbeitet, sistirt worden. Man hat ihm das fernere Auftreten untersagt und doch ist er schon fünfzehn Jahre alt. Im Hippodrom hat man das Auftreten der Japanesen verboten. Nun, wenn Sie einen Geburtschein für die Kleine erlangen können, durch den bewiesen würde, daß sie sechzehn Jahre zurückgelegt hat (streng genommen, könnten wir sie als Zwergin bezeichnen), so würden Sie gerettet sein; denn es wäre schade, ein so gutes Engagement zu verlieren. Ich versichere Sie: sie kann sehr leicht als Zwergin ausgegeben werden, denn wir haben hier im Hippodrom Zungen von sieben und acht Jahren, die als Zwerge von zweiundzwanzig Jahren gelten. Man muß sich eben nur einen Geburtschein verschaffen, um das Alter zu beweisen.“

Man ist nun bei dem Gesetz von 1874 nicht stehen geblieben. Das neue, in erster Linie auf die Industrie zugeschnittene Arbeiterschutzgesetz vom zweiten November 1892 bestimmt in seinem Artikel 8, daß Kinder unter dreizehn Jahren nicht als Darsteller, Figuranten u. s. w. in den öffentlichen Vorstellungen der ständigen Theater und Café-Concerts verwendet werden dürfen, doch sind Ausnahmen von diesem Verbot zu Gunsten bestimmter Theaterstücke (nicht anderer Darstellungen, z. B. nicht für das Auftreten als Coupletfänger) gestattet; Artikel 17 des selben Gesetzes betraut außerdem die Arbeitinspektoren neben den Organen der gerichtlichen Polizei und den Gemeindebehörden mit der Durchführung des Gesetzes vom Jahre 1874.

Die Bestimmungen des Artikels 8 ermöglichen also immerhin, die Verwendung von Kindern bei den ständigen Bühnen auf die Mitwirkung bei wirklich künstlerischen Darbietungen einzuschränken und die Kinder von Unternehmungen niederen Ranges überhaupt fernzuhalten. Auch Das ist vielleicht aber noch nicht genügend, denn mit jedem öffentlichen Auftreten von Kindern ist immer eine gewisse Gefahr verbunden, daß ihnen vorzeitig ihre Kindlichkeit genommen und Gefallsucht und Eitelkeit eingeimpft werden. Jedenfalls giebt aber das französische Gesetz die Handhabe, daß die Kinder wenigstens von Darstellungen ferngehalten werden, die zweideutig zu nennen, nur für die konventionelle Höflichkeit, nicht für die Aufrichtigkeit unserer Ausdrucksweise spricht. Als eines Tages in Paris in einem öffentlichen Anschlag für ein anrüchliches Theater dreißig bis vierzig kleine Mädchen im Alter unter dreizehn bis vierzehn Jahren und eben so viele Knaben als Figuranten in einem Stück „Der Liebeshof“ gesucht wurden, rissen vorübergehende Arbeiter in einer Aufwallung von Unwillen und Entrüstung den Zettel herunter, — sie wollten mit Recht nicht einsehen, daß für Geld Alles zu haben sein sollte, selbst die reine Seele des Kindes.

Eigenthümlich ist dem französischen Rechte die Kontrolle über derartige gesetzliche Bestimmungen durch die Arbeitinspektion, die übrigens auch gewisse Sicherheitsvorkehrungen im Interesse des Theaterpersonales überwacht. Aus

den Berichten der Inspektoren ist nun kaum zu entnehmen, daß sie dieser Seite ihrer Aufgaben eine besondere Aufmerksamkeit oder Vorliebe zuwenden, und Das ist nur zu begreiflich, da sie hinter die umfassenden Ansprüche, die der Arbeiterschutz in der Industrie an die Inspektoren stellt, zurücktreten muß. Man könnte danach geneigt sein, die Zuweisung dieser Aufgabe an die Arbeitsinspektoren überhaupt für verfehlt zu halten, wenn die Einrichtung nicht doch einen großen Vortheil mit sich geführt hätte. Die Inspektoren haben über ihre Wahrnehmungen öffentlich Bericht zu erstatten und dadurch werden die ihrer Beaufsichtigung unterstellten Verhältnisse der öffentlichen Kontrolle und Diskussion zugänglich gemacht. So haben die Berichte sehr bald einen Uebelstand in der Art, wie die Autorisationen zur ausnahmsweise erlaubten Verwendung von Kindern ertheilt wurden, erkennen lassen (im Jahre 1896 für 641 Kinder, darunter solche von drei Jahren, 1897 für 775 Kinder); und die Folge davon war, daß Anweisungen erlassen wurden, die dem Geist des Gesetzes zuwiderlaufende Genehmigungen in Zukunft besser verhindern sollen, namentlich, was die Verwendung von Kindern in Café-Concerts betrifft. Auch wurden ausdrückliche Hinweise auf das Gesetz von 1874 zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Nach dem vorher Gesagten wird man es aber für durchaus nützlich halten müssen, daß die gesetzlichen Bestimmungen dieser Art vor der Vergessenheit geschützt werden, und es hieße, die Wirklichkeit stark verkennen, wenn man glaubte, daß auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes mit dem Erlaß eines Gesetzes auch die Erreichung des Gewollten schon gesichert wäre. Gerade Bestimmungen, wie die erwähnten französischen, verfallen leicht dem Schicksal, nur ein papierne Dasein zu führen.

Wien.

Dr. Victor Mataja.



Martin Schubarts Nachlaß.

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, im Oktober werde Martin Schubarts Gemäldegalerie in München unter den Hammer des Versteigerers kommen. Es war vorauszusehen, daß Dies ihr Ende sein würde; Schubart hat es wohl selbst gewünscht. Denn die Sammlung war nicht ein Besitz jener Art, der sich ohne Weiteres vererben läßt: sie war eben ein Stück ihres Besitzers, das den Mittelpunkt aller der guten Bilder darstellte, die er um sich

vereinte. Sie war ein Ganzes durch ihn. Seit er gestorben ist, gehören die Bilder nicht mehr in alter Weise zusammen; ihre Rahmen trennen sie wieder; jedes ist für sich da und jedes hängt eben so gut an anderem Ort.

Ich habe mir zusammengesucht, was ich an Schriften Schubarts besitze; es ist so ziemlich Alles, was er geschrieben hat, in der Zeit, wo es entstand, als Geschenk übersandt. Einzelnes erhielt ich noch nachträglich von freundlicher Hand: Gedichtsammlungen! „APPASSIONATA, ein altes Lied“, heißt eine davon. Ich ahmte die Kuffchrift nach, wie sie auf dem Heftchen von fünfzehn Seiten steht. Es ist nie im Buchhandel erschienen und trägt seinen Titel wie unter dreifachem Siegel. Schwer befreundete der Dichter sich, schwer vertraute er sich dem Freunde so sehr an, daß er ihm ein solches Heft übergab, und schwer machte er es selbst den vertrautesten Auserwählten noch, den Titel zu lesen. Das ist Ketner wie die Vielen, die sich schreiend mit ihrem Gefühlsleben in den Vordergrund drängen, von Jenen, die viel mehr Zeit und Kraft aufs Sadern als aufs Gierlegen verwenden.

Alte Liebeslieder, gebichtet in der Zeit, da der junge sächsische Pastorsohn im Hause des Psychologen Czermak in Leipzig aus- und einging, Liebeslieder, die erst zum Druck wanderten, lange nachdem der sterbende Czermak seiner einzigen Tochter Hand in die Hand Schubarts gelegt hatte. Das war in Schubarts Leben ein entscheidender Tag. Die Kämpfe ums Dasein, die Wanderjahre, hatten ihr Ende, die Zweifel, ob das ursprünglich gewählte Studium der Theologie oder das später erkorene der Germanistik das rechte sei, der Wechsel im Dienst der Universität Leipzig und adliger Familien oder unter der strengen Fessel, in die das Gymnasium seine Lehrer schlägt.

Nun trat er in den Glanz, der das Haus Czermaks umgab, das Haus des Erfinders des Laryngoskops, das wir aus Anton Springers Schriften so genau kennen. Da war Jaroslaw Czermak, der Onkel der jungen Frau: ein Maler, der, aus der wiener Schule hervorgegangen, sich bald den Franzosen anschloß und unter den Deutschen als ein Fremder erschien, wie er es ja im Grunde auch war. Viele verwandtschaftliche Beziehungen wiesen auf Frankreich, andere auf Polen: es wehte ein stark internationaler Hauch in dem Haus, das im Grund auf slavischem Boden stand. Hat doch auch der nächste Freund, Anton Springer, sich sein Brot lange als literarischer Agent der serbischen Regierung verdient.

Den weit reichenden Verbindungen, in die Schubart trat, standen auch reiche Mittel zur Seite. Der Gymnasiallehrer sah sich an der Spitze eines glänzenden Haushaltes. Das war ein entscheidender Augenblick. Mit Neid sahen Viele auf den Glückspiz, der den Goldfisch gefangen hatte, und dieser Neid mag mit die Ursache gewesen sein, daß das Haus Schubart-Czermak von Leipzig nach Dresden übersiedelte. Dort lernte ich es kennen. Und

wir Alle, die wir viel und gern dort verkehrten, freuten uns des stattlichen Mannes, der lebhaftesten, liebenswürdigen Hausherrin, die in ruhiger Würde und heiterer Geschäftigkeit dem Hauswesen vorstand, es mit Eifer zu schmücken bemüht waren und dabei zu erreichen wußten, daß es so gar nichts vom Emporkömmlingthum und so viel von jener seltenen Kunst aufwies, für die es kein Lehrbuch giebt: der Kunst, zu leben.

Da liegt ein anderes Heftchen, ein Lustspiel: „Die Pendants“. Die erste und — so viel ich weiß — einzige Aufführung, die es erlebte, ist mir in voller Erinnerung. Ich spielte Vammler, den Diener, und war der Schrecken Aller. Denn ich kann leider nichts auswendig lernen und vergaß stets, das Stichwort zu sagen. Auch Andere machen solche Lustspiele und haben bessere Schauspieler, als ich einer war; auch Andere schreiben Reime, wie Schubart sie schrieb; auch Andere kaufen Bilder, um ihre Zimmer damit auszumäcken. Aber wie Wenige haben das selbe Verständniß und das selbe Empfinden dafür, daß das Leben und der erhöhte Lebensgenuß ein Ganzes sein und alles Einzelne sich einem inneren Plan einordnen müsse! Das schöne Haus Schubarts in Dresden wurde bei allem Reichthum seiner Sammlungen kein Museum, durch die prachtvollen alten Ledertapeten, die kunstgewerblichen Schätze kein falsches Malartatelier, durch die sorgfältig gepflegte Musik kein Konzerthaus und durch unsere lustigen Theaterproben keine Dilettantenbühne —: es blieb eine einheitliche Heimstätte des erhöhten Behagens. Man aß und trank gut, man sagte Etwas, wenn Einem Etwas einfiel, sang, zeichnete, spielte, tanzte, machte ganz, was artige Leute auch sonst überall thun; nur Das war der Unterschied, daß bei Schubart sich immer Leute fanden, denen etwas Gescheidtes einfiel, und daß er ein Studium daraus machte, die Leute zusammenzuführen, die einander reizten, auszugeben, was sie innerlich besaßen. Und da wir Deutsche nicht Leute des „Salons“ sind — wir haben ja nicht einmal ein eigenes Wort dafür —, da wir vielmehr Leute des Saales oder der Wohnstube sind, so war es keine kleine Aufgabe für die Wirthe, uns liebenswürdig und gesellschaftlich ausgiebiger zu machen, als wir sonst sind. Dafür hatte auch der Saal in seinem Hause nicht jene frostige Monumentalität einer Bahnhofrestauration, auf die die Baumeister von damals in der Regel ungeru verzichteten, und im Wohnzimmer lag nicht die gute Plüschdecke auf dem Tisch vor dem Sofa.

Schubarts dichterische und kunstgeschichtliche Arbeiten beziehen sich alle irgendwie auf seinen Besitz. Die berühmten Bildnisse des Matthäus Schwarz und seiner Frau von Amberger, wohl die Hauptstücke dieses feinen Renaissance-meisters, haben ihn zu eingehenden Untersuchungen veranlaßt. Liebenswürdig ist sein Buch über den Grafen von Thorane, den Königsleutenant Goethes, dessen Nachlaß er in Südfrankreich auffand und zum großen Theil erwarb.

Es ist mir ein Vergnügen gewesen, das Buch wieder zu lesen. Nicht, als ob sein Inhalt so reich wäre; nicht Das war es, was mich erfreute, sondern die behäbige Art des Erzählers, die Art Eines, der Zeit hat und doch seine Zeit wohl anzuwenden weiß, ein Ton, der in unserem Schriftthum so selten ist, der Ton des Mannes, der nicht Geld, nicht Ehre, nicht Einfluß, nicht Stellung mit der Feder verdienen will, sondern bequem daheim sitzt und dem Papier erzählt, was er erfuhr, erlas, erbachte. Es wäre traurig, wenn Alle so schüfen, wie es Schubart that; aber es ist auch traurig, daß es so Wenige thun. Man kann sie in Deutschland an einer Hand abzählen, die reichen Männer, die aus Verständniß für die Arbeit und aus Liebe zur Sache arbeiten.

Es giebt sehr Vieles in Schubarts Schaffen, was anders war, als ich es liebe. Der Umgebung, in die er trat, wie überhaupt der Zeit, aus der er hervorging, fehlte der stachelige Zorn nationalen Empfindens. Wenn Graf Thoranc Frankfurt in schmachvollem Verrath überrumpelt, so hat Schubart nur für Diejenigen böse Worte, die dem liebenswürdigen Franzosen darüber gram werden könnten; wenn Schubart schreibt, geht es nie ohne Anlehen an ein paar fremde Sprachen ab. Jene Sicherheit des Abschließens im Deutschtum mußte und muß erst noch errungen werden, ehe wir uns ganz von der Sitte frei machen werden, durch ein lateinisches oder spanisches Sprichwort unseren Stil aufzumuntern. Aber vielleicht gehört auch Das mit zur echten Sammlernatur, daß man in seiner Eigenart bewahrt, was man in sich aufnahm. Denn vor Allem war Schubart Sammler: einer von Denen, die nicht im Vielen und nicht im Besonderen das Ziel suchten. Er rang nicht nach dem Ruhm der Vollständigkeit in einem begrenzten Gebiet. Er war „Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen“ im goethischen Sinn, — ein Mann, der sich schulte, um richtig sehen, kunstgeschichtlich erkennen zu lernen, und der das Erlernte dazu benutzte, um sich in Gutes um so gründlicher zu verlieben. Die in schlaflosen Nächten zusammengebrachte Sammlung wurde ihm zu einem Tempel mit Götterbildern, die er in Andacht verehrte. Als es galt, die Sammlung in einer Veröffentlichung der Welt zu erschließen, rief er aber einen befreundeten Gelehrten herbei, damit nicht der Liebhaber, sondern der unbefangene Urtheiler über Werth und Unwerth richte. Daß er sich auch gefallen ließ, wenn man über seine Schätze anderer Meinung war als er selbst, Das bekundet sein Vorwort zu dem Werk von Cornelius Hoffstede de Groot über die Sammlung, die jetzt versteigert werden soll.

Die besten Stücke werden voraussichtlich in den Besitz staatlicher Museen übergehen: so und so viele Nummern mehr in den Speichern der Kunst, für die sie nicht geschaffen worden sind!



Schlaf und Traum.

I.

Wer auf ein Leben von siebenzig Jahren zurückzublicken das Glück hat — Das ist bekanntlich die stark optimistische Auffassung der Bibel von der durchschnittlichen Dauer des menschlichen Daseins —, Der macht es sich wohl nur mit einiger Verwunderung klar, daß es mindestens fünfundsiebenzig Jahre waren, die er buchstäblich verschlafen hat, — selbst wenn er die kummervollen Nächte, in denen die Sorge oder der Schmerz neben ihm am Betttrand saß, oder auch die Nächte abrechnet, die er weniger kummervoll als deutscher Student verlebte.

Man kann es den Studenten also eigentlich eben so wenig verargen wie weiland Friedrich dem Großen, daß sie auf die freilich unhygienische Idee gekommen sind, sich das Schlafen abzugewöhnen; scheinen doch auch unsere Ministerien der Meinung zu sein, daß für festangestellte Beamte der Schlaf eine Luxusfunktion bedeutet. Ja, der Staat verlangt von Sicherheitsbeamten, Nachtwächtern, Telegraphisten, Lokomotivführern u. s. w. sogar, daß sie gefälligst ihren eigenen Kalender umstellen, die Nächte zählen und die Tage aus ihrem Bewußtsein streichen, sich also gleichsam zum Eulen- und Hedermausnaturell im Interesse des Ganzen umzubilden versuchen. Das wäre eine grandiose Grausamkeit vom Staat und von der Gesellschaft und ein sträflicher Leichtsinns der Jugend, die die Lust, zu leben, durch Abzüge am Schlaf zu verlängern sinnt, wenn es nicht thatsächlich sogar recht wohlgenährte Individuen in der Natur gäbe, die, wie Raubvögel und Falter, aus Reizung und Naturbestimmung mit herausziehender Nacht erst zu leben beginnen. Freilich: für die erdrückende Mehrzahl der Lebewesen ist die Sonne und das Licht und der Mutterboden Erde, in Helligkeit und Farbe getaucht, der Tummelplatz für den Kampf, Sieg und Untergang des Daseins und der Schlaf ist im Allgemeinen die Anpassung des Omus an den Sonnenuntergang; er währt, so lange sie hinter den Bergen verweilt, und er schwindet mit ihrem ersten östlichen Gruß, der schon vor unserem Erwachen die Hähne veranlaßt, Trompetenstudien zu machen. Freilich: schon lange hat die Kultur, die Jean Jacques Rousseau eine Mörderin der Elfen und Waldgötter schelten würde, erst durch Holzschelte und Pechfadeln, dann durch Thranfanzel, Docht, Steinöl und Gas und jetzt durch das starre, geisterhafte Licht der Glühbirnen und leuchtenden Strümpfe, deren Strahl auf die Netzhaut wirkt wie ein Dolch (woran leider die Augenärzte späterer Generationen noch einmal ihre Freude haben werden), dahin gestrebt, die Sonne zu ersetzen und gleichsam zu verlängern, — wie man eine kräftige Bowle oder eine Suppe „zieht“. Ja, selbst die Natürlichen, die heute versuchen wollten, mit Sonnenuntergang sich niederzulegen, würden von dem Lärm der auf künstliches Licht eingestellten Mitwelt unsanft aufgerüttelt werden und, wenn sie sich bei Tages-

anbruch erhöhen, in ihrem Hause wie des Begräbnisses unwürdige Bewohner von Vineta oder Pompeji umherwandeln. Die Menschennatur hat einen Rhythmus von Ebbe und Fluth, wie das Meer, der Himmel, die Sterne und Alles, was ist. Möglich, daß dieser Rhythmus sich ändern läßt, daß wir uns allmählich anzupassen vermögen an die künstlichen Quellen von Licht, aber man darf sich nicht verwundern, wenn diese Anpassung nur auf dem Umwege von Hyperensibilität und Neurasthenie erreichbar ist. Nervosität ist vielleicht nur die Uebergangsform — im Sinn Darwins — zu einer künftigen Norm von bleichsüchtig-ätherischer, hyperensitiver Weissenlilien-Menschheit, die ihren Daseinskampf in elektrisch erleuchtete Höhlen verlegt hat; vielleicht sogar läßt sie sich vor lauter Produktion überfeinerten und distinkten Nervenlebens noch einmal am eigenen Lichte genügen, wie die entzückenden Glühwürmchen im Moose oder die großen Laternen-träger der Tropen. Man sollte meinen, daß die Menschheit keinen Grund hätte, sich jenen Lebewesen anzureihen, deren schwache Konstitution und federleichte Skelettförmung sie einst abschob von der Chauffee des Lebens auf dunkle Waldwege, in Gräben und Sümpfe, weil hier das Dunkel der Nacht sie ihren Feinden besser entzog, wie Nachtsinken, Käfer und Schmetterlinge; man sollte sich auch scheuen, es jenen Dieben und Einbrechern in Wald und Flur nachzumachen, den Eulen und Raubvögeln, die auf die Gedanken kamen, daß die Finsterniß ein trefflicher Mantel für lichtscheue Thaten sei. Vorläufig aber bleibt es hoffentlich dabei: für unser Planetensystem ist es die Sonne, die als die Urheberin und Erhalterin alles Daseins, gleichsam als die letzte Ursache und der Grund aller Dinge zu gelten hat, und sie bleibt die Wirkerin des Lebens selbst in der periodischen Abkehrung der Erdzonen von ihrem Antlitz. Die Nacht und ihr Wesen ist nur das Nichtwirken oder der Nachlaß der Sonnenmacht. Thatsächlich ist der Schlaf an ihr Verschwinden gebunden, denn unsere Antipoden schlafen, wenn wir wachen, und wachen, wenn wir schlafen. Periodisch also, wie die Sonne erscheint und verschwindet, so periodisch und rhythmisch pendelt das gesammte organische Leben bei Pflanze und Thier zwischen Leben und Schlaf hin und her. Denn daß auch Pflanzen eine Art Schlaf haben, kann als ausgemacht gelten, obgleich es auch hier Lichttroper giebt, die ihr eigentliches Leben erst nachts beginnen. Die Kermsen! Sie begreifen nicht, wie sehr sie doch im Banne des Lichtes sind, wenn sie erst erwachen können, sobald das Licht verschwindet. Nun kann man sagen — und die Wissenschaft wiederholt es zuweilen noch heute —: Dasjenige, was uns Schlaf bringt, hat mit der Sonne gar nichts zu thun. Der Schlaf sei ein Symptom der Ermüdung, des periodischen Abstinkens der Lebensenergie, ein passives Zurückfluthen der Lebenswelle; wie das Herz sich aktiv systolisch zusammenzieht, die Athmung durch Rippenaktion eingeleitet wird, Diastole und Ausathmung aber

die passiven Phasen der vorangegangenen positiven Aktionen darstellen, eben so sei der Schlaf gleichsam die Diastole der Nervenfluth, eine Art Ausathmung des Seelenodem; er sei ein natürlicher, rein passiver Vorgang der Ermattung, des Nachlassens der Nervenspannungen. Ja, noch kühner ist die Wissenschaft (Preyer) gewesen; man hat behauptet, es sei ein Gift, wie das Narkotikum des Mohns, ein physiologisches, von der Natur gewolltes Opium, das in der Küche des Muskelhaushaltes gerade in Folge der Ermüdung Jeder sich selbst bereite, das sich allmählich ins Blut mische und schließlich uns einschläfre. Welche sonderbare Anschauung: Selbstvergiftung, Muskelgift, periodische Narkose! Dann hätte also das Sonnenlicht nur ganz zufällig mit Schlaf und Wachen zu thun; und nur, weil wir am Tage unsere Muskeln gebrauchen und damit das Fleischmilchsäuregift während des Sonnenlichtes produziren, hat scheinbar die Sonne direkten Einfluß auf den Rhythmus von Schlaf und Wachen. Nun, abgesehen von der zweifelhaften Natur dieses Muskelopiums — die preyerschen Experimente brachten erstens keinen Schlaf, sondern nur Vergiftungssymptome und zweitens kann man diese dem Schlaf ganz unähnlichen Zustände fast mit dem Extrakte jeden anderen Organes, ja, sogar aus dem ganz unthätigen Muskel des neugeborenen Thieres herauspressen; sie beweisen eben nur, daß auch Muskelsäfte fremde Beimengungen zum Blut sind, — abgesehen also von der hypothetischen Natur dieses Schlafstoffes giebt es sehr schlagende Gegengründe gegen die Möglichkeit einer solchen periodischen Ermüdungsvergiftung. Wie sollte ein Thier mit Winterschlaf so sonderbare Giftkammern besitzen, um von ihnen aus Monate lang sich selbst in Narkose zu erhalten, ohne daß für diese Funktionen auch nur der Schatten eines Organes in seinem Leibe zu finden ist? Wie sollte zum Beispiel die merkwürdige Narkose des Hamster-Chloroformes zu deuten sein, die ohne jede Analogie in unserem Wissen vom künstlichen Schlaf wäre und nur in der periodischen Wiederkehr gewisser Wahnsinnsformen einen schwachen Analogiestützpunkt gewinnen könnte? Wie aber sollte erst diese Narkose durch Selbstgift zu verstehen sein bei der pathologischen Schlafsucht des Menschen, bei der eine — dann doch nothwendige — besondere Muskelaktion vor dem Anfall oder während der Dauer des Schlafes noch Niemand aufgefallen ist und bei der ein besonderer Gehalt des Blutes an dieser Fleischmilchsäure in keinem Falle bisher sich hat beobachten lassen? Wo produziren Neugeborene, die doch noch herzlich wenig mit Muskelkünsten zu paradiern pflegen, das Muskelmorphium ihres lieblichen Dauerschlafes, der sich für unbefangene Betrachter wahrlich eher wie ein Nachdauern süßen Himmelsfriedens, aus dem die Seele niederstieg, ausnimmt als wie ein tiefer und zäher Rater, der auf einen Sturm durchwachter Prügelnächte folgte, worauf allerdings das Antlitz des eben einpassirten Mitbürgers mitunter

hinzudeuten scheint? Ist denn im Gegensatz zum Hindämmern des werdenden Menschleins das unruhige Leben des Neurasthenikers oder des Greises, der hin und her haftet in Lebensangst und Sorge, ein besonders mit Schlaf gesegnetes? Wagt sich ernstlich behaupten, daß man, je mehr Muskelaktion man ausübt, desto besser schlafe? Ist nicht gerade Ueberanstrengung das beste Mittel, um gar nicht mehr zu schlafen? Erfreuen sich nicht umgekehrt gesunde geistige Arbeiter eines ungestörten, tiefen Schlummers? Will man behaupten, daß auch sie alle Gift produzieren? Die ganze Ermüdungstheorie, die das Leben auffaßt wie ein Kautschukband, das man hier und da abspannen muß, um es funktionstüchtig zu erhalten (wobei noch nicht bewiesen ist, daß es dadurch dauernd elastischer bleibt), ist meiner Meinung nach unhaltbar. Gerade die lebenswichtigsten und fest gegründetesten und wahrlich „beschäftigten“ Organe, das Herz, die Lungen, der Magen — diese wachsamten Maschinisten unseres menschlichen Dampfsbootes — entbehren des Schlafes gänzlich. Sie hämmern, blasen und wählen unbekümmert um Nacht und Tag und ermüden erst, wenn das Schifflein strandet. Aber auch die Nervensubstanz selbst, die sich vor Allem erholen soll, ruht nicht aus. Allein schon die Existenz eines Traumes, die Möglichkeit eines Bewußtseins im Traum spricht gegen die absolute Ruhe des Nervensystems. Das, was wir Ermüdungsgefühl nennen, kann sehr wohl das Gefühl gestörten Gleichgewichtes der wechselnden Lebensbethätigung verschiedener Organsysteme sein, indem zum Beispiel nach langen Märschen die so lange unthätigen, den Muskelcentren nahe benachbarten Intelligenzcentren nach Lebensbeschäftigung verlangen. Sie wollen auch mitthun, denn sie sind doch auch berechtigt, zu schwingen und in Aktion zu treten. Wir sehen im Haushalt des Gehirnes immer nur ein System ausgeschaltet und das andere eingeschaltet werden. Es könnte also eben so gut das Gefühl der Ermüdung eine Vorstufe warnenden Schmerzes sein, die Maschine nicht immer auf einem Rade laufen zu lassen, wie ja so oft Schmerz und Unlustgefühle die Rolle der Signalwächter für Störung und Gefahr übernehmen. Wo diese Wächter schweigen, wie bei eigentlichen Geisteskrankheiten oder bei sportlichen Tollheiten (Tagestouren der bicyclisten), da sehen wir die Ermüdung als etwas Missorisches ausbleiben. Geistesranke leisten körperlich oft physiologisch Unfaßbares an Muskelaktion und vor der Aera der vier Tage lang radelnden Dauerfahrer hätte man die Sache nach den Gesetzen der Ermüdung für Hirnspinnsel gehalten. Freilich hat man auch noch nichts von besonders produktiven Köpfen, die auf solchen Athletenschultern saßen, gehört.

Ganz und gar keine Anwendung läßt aber die Hypothese von der Ermüdung oder der Selbstvergiftung auf die Formen künstlichen Schlafes zu, die uns die junge Kunst des Hypnotisirens gelehrt hat. Es müßte schon eine sonderbare Ermüdung oder ein sonderbares Gift sein, die durch Streicheln oder Anglozen, ~~und nicht~~ aber weniger „freundlichem“ Zureden,

die Hirnganglien überfielen und ertränkten. Einer Mutter, der sorgsamsten Beobachterin des Schlafes wird sicher nicht beizubringen sein, daß ihr summendes Singen und ihr Auf- und Abwiegen dem Kinde ein ermüdendes Gift hinter die geschlossenen Lider schüttet. Wie nun, wenn man diese ganze Theorie des Schlafes als eines passiven Vorganges, wie ihn die Wissenschaft noch heute definiert, über Bord werfe? Sehen wir zunächst zu, was die Physiologie über den Schlaf aus sagt. Randois, wohl der geistvollste und universellste lebende Physiologe, spricht sich über den Schlaf in den folgenden Sätzen aus: „Der Schlaf ist eine Phase der Periodizität des thätigen und ruhenden Zustandes des Seelenorganes.“ „Es ist im Schlaf eine verminderte Erregbarkeit des gesammten Nervensystems vorhanden.“ „Der Schlafende gleicht einem Wesen mit herausgeschnittenen Hirnkugeln.“ Auffallend ist, daß man bei diesen Grundsätzen über die Physiologie des Schlafes so völlig vergessen hat, den Traum, als eine Funktion des Schlafes, in die Definition miteinzubeziehen. Denn allein die psychologische Thatsache des Traumes und seiner gewöhnlichsten Erscheinungsformen hebt diese Anschauungen sämmtlich auf. Der Schlaf kann nicht die Periode des ruhigen Zustandes des Seelenorganes genannt werden, denn es giebt Träume; Träume sind aber „Thätigkeiten“ des Seelenorganes. Im Schlaf ist ferner oft gerade eine erhöhte Erregbarkeit des Nervensystems vorhanden, wie das Zittern und Beben des Organismus unter unruhigen Träumen beweist. Außerdem ist die vorhandene Erregbarkeit sämmtlicher Nervenfunktionen im Schlafe leicht erweisbar. Thue Salz auf die Zungenspitze eines Schlafenden, kühle seine Nase, bringe ein Licht in sein Zimmer: er wird mit der Zunge schmecken, die Nase jucken, eventuell sogar niesen, sich in den Schatten drehen und braucht dabei gar nicht zu erwachen. Aber selbst wenn er erwachte, so wäre damit bewiesen, daß sein Nervensystem erregbar war, auch während er schlief, — und es wäre doch schwer festzustellen, ob stärker oder schwächer als vor- und nachher. Der Schlafende gleicht aber auch keineswegs einem Wesen mit herausgeschnittenen Hirnkugeln, obwohl wir leider keinem solchen Opfer der Wissenschaft mit einiger Aussicht auf Erfolg diese Frage vorlegen könnten. Aber wir entnehmen gleichfalls aus der Funktion des Traumes, die Ichbewußtsein-, Seh-, Hörwahrnehmungen u. s. w. keineswegs ausschließt, daß die wesentlichen Theile des Hirnraues, die Ganglien der Hirnkugeln, in voller Thätigkeit sind. Ja, im Schlafwandeln, einer Abart des Traumes, finden wir sogar bewußte und durch die Erinnerung und Beobachtung rekonstruirbare Zweckmäßigkeitshandlungen, die nur durch die Thätigkeit der „gleichsam herausgeschnittenen Hirnkugeln“ vermittelt sein können. Im Widerspruch mit diesen Definitionen ist also im Schlaf Etwas vorhanden, das ihn als etwas durchaus Aktives aufzufassen gestattet. Jene Analogie mit der Ebbe, mit der Diastole, mit der Ausathmung, mit dem periodischen Nachlaß elastischer Spannung könnte durch

eine Auffassung ersetzt werden, wonach der Schlaf einträte, weil irgend Etwas da ist, das eine Tarnkappe über die Gangliensysteme zieht, das den Nervenmechanismus angreift wie der Contrestrom einer elektrischen oder Dampfbremse, der sich über die Aeolsharfenfäden der Seele und ihre Milliarden schwingender Membranen hinüberzieht wie ein vielgestaltiger Dämpfer, der die Töne erstickt, die Flammen verglimmen macht, die Bewegung stillstehen heißt und die Welt und ihre Umgebung zeitweise versinken läßt. In Wirklichkeit ist der Schlaf eine Form der Bewußtseinshemmung. Wir wissen aber — und Das ist das Fruchtbare an dieser Betrachtungsweise —, daß Hemmungen, Isolation, Ausschaltungen im Bewußtsein durchaus aktive Vorgänge, den Nerventhätigkeiten völlig gleichwerthige Seelenfunktionen sind. Ja, wir können sogar mit einigem Recht behaupten, daß ganz allgemein, biologisch gesprochen, die Hemmung, der Widerstand die Bedeutung eines aktiven Weltgesetzes hat, in dem gerade sie das eigentlich Entscheidende für die Formirung des überall vorhandenen und zur Bethätigung drängenden Lebens sein dürfte. Die unendlich wandelbaren Gestaltungen, die das Leben hat, gewinnt es nur durch Nachlaß oder Verstärkung der ihm gegenübergestellten Formen der Hemmung. Das Leben ist gleich einem gegebenen Strom räthselhafter, jeder Anschmiegunng fähiger Materie, es quillt durch jede Fuge, jede Riß in Form dieser Lücke und die Hemmung gleicht einer krallenden, bildenden, vielfingrigen Faust: sie erzwingt die Form. Das Leben hat nur Platz in dem Hohlraum, den ihm die Widerstände lassen. Das ist ein Weltgesetz; und auch das komplizirte System der seelischen Nerventhätigkeit läßt es erkennen. Jeder hat schon an sich die aktive Macht dieses Gesetzes erfahren: die Abhängigkeit seines Willens von etwas Anderem in ihm, seinem Wollen Entgegengesetztem, die zwei Seelen in seiner Brust, die Stimme, die vom Meere ruft und das Glöcklein, das vom Kirchturm tönt und „Bleib daheim!“ läutet. Gott und Teufel, Weiß und Schwarz, Ich und Du, der Andere in mir, Lust und Abscheu — immer um so näher bei einander, je höher die Bogen des Empfindens gehen —, sie sind nicht auseinanderzureißen. Wie ein Pendel seine Schwingungweite innehält und um so höheren Ausschlag giebt, je höher der Anhub war, so lauert die Hemmung, die Wellen der Erregung ins Thal zu reißen. Kein Wunder, daß es so ist! Denn, rein mechanistisch gesprochen: die Aktion einer Mehrheit der Nervenganglien des Gehirnes muß in dauernder Hemmung sein und zu einer Zeit können nur wenige Systeme in Aktion anklingen, gleichsam wie je zu einer Zeit nur eine Leitung meinem Telephon angeschlossen sein kann, die übrigen aber gehemmt sind. Ohne diese ewig wechselnde Ein- und Ausschaltung müßten ja jeden Augenblick alle Ganglien in chaotischen Wellen durch einander schwingen. Wir finden also, daß wir in zeitlich nach einander geordneten Systemen nur deshalb denken können, weil uns im Augenblick immer nur eine Bahn zum Denken

von der Hemmung freigegeben ist. Was die „Aufmerksamkeit konzentriren“ heißt, ist nichts als das Gefühl und Bewußtsein davon, daß von der ewig schwankenden, Anschlüsse bald hier erzwingenden, bald dort abdämpfenden Hemmung nur eine — die Augenblicksempfindung vermittelnde — Bahn freigelassen ist. So ist also der eigentliche Spiritus rector, die Seele über der Seele, nicht in den Ganglien, die nur die Erregungselemente abgeben, zu suchen; und in dem Mechanismus dieser Hemmung wäre das Prinzip zu erforschen, das gleich immer wechselnden Registerzügen in der großen Hirnorgel bald diesem, bald jenem System die Ventile öffnet, so daß der einströmende Hauch des Lebens die fünfzehnhundert Millionen feiner Membranstimmen in unsagbar reicher Kombinationsmöglichkeit zu seelischen Akkorden erklingen läßt. An einem Haufe seien Millionen kleiner Glühlämpchen angebracht, deren Drähte alle in eine stille Klausel unter dem Dache auslaufen. Hier sitzt ein Jemand, der das System der Hemmung in den Händen hält. Er läßt Millionen Flämmchen erlöschen und ein kleiner Nest leuchtet: ein Namenszug strahlt in das Dunkel der Welt. Andere Systeme werden geschlossen, andere frei gelegt: ein Gruß, ein Willkommen, ein ganzer Satz erstrahlt. — und so könnte der Ingenieur der Hemmungen unter dem Dach gewiß jede Weisheit in farbigem Spiel aufleuchten lassen, falls er den Strom seiner Batterien, der in alle Lämpchen zu fließen strebt, zeitweise immer nur in einige eingelernte Bahnen zwingt und ihm die anderen verschließt. So ist auch hinter unserer Stirn ein unendlich komplizirtes System kleiner erregbarer Leuchtkörper ausgespannt, viel zahlreicher als die Sterne am Himmel, die für uns auch nur aufflammen, wenn das Licht des Tages sie nicht abblendet; die nur dann in ihren spezifischen Energieformen erzittern, wenn die Hirnhemmung gerade ihre Leitungen dem Strahl des Lebens freigiebt. Diese Hirnhemmung hat nun keineswegs gleiche, scheinbar willkürliche Macht über alle Formen centraler Hirn- und Seelenthätigkeit; ihr wechselnder Einfluß nimmt mit dem Entwickelungsalter der einzelnen Hirnpartie ab. In den instinktiven, dem Bewußtsein ganz entzogenen Seelenthätigkeiten, namentlich in denen der Regulation von Herz- und Athmungsthätigkeit, schwankt die Hemmung nicht mehr; sie ist immer gegenwärtig, sie hat sich selbsterhaltungsgemäß*) herausgeprüft, welche koordinirten Bahnen das Beste, Unabänderlichste für den Haushalt des Ganzen darstellen. So werden auch unsere, heute nicht mehr bewußten Seelenhandlungen in festen, definitiv und stets gleichmäßig gehemmten Bahnen regulirt und nur in den jüngsten Phasen des Bewußtseins tastet die Hemmung, gleichsam nach Auswahl suchend, was wohl die beste, erhaltungsgemäße Lösung sei. Die jüngste Entwickelungsphase eines seelischen Organismus ist gleichsam stets sich selbst noch ein Problem, das nach definitiver, d. h. instinktiver Lösung ringt.

*) Von Hauptmann treffend statt „instinktiv“ eingeführter Begriff.

In uns geht jetzt sehr Vieles unbewußt seinen nicht mehr abzuändernden psychischen Mechanismus. Wir haben in uns psychisches Geschehen, das unserer Kontrolle ganz entzogen ist. Unsere Sympathien und Antipathien z. B. können wir nicht mehr ohne Rest im Bewußtsein begründen; wir thun Vieles, oft das Entscheidendste, ohne jeden plausiblen Grund, — mit einem Wort: es giebt in uns Verständigeres als den Verstand, Bewußteres als das Bewußtsein, Besseres als das Beste!*) Das sind jene unterbewußten, schon definitiv vom schwankenden Bewußtsein des Ichs und der Situation abgelösten (definitiv gehemmtten) Gebiete, die nicht mehr oder noch nicht mit der tastenden Orientirung der höchsten Ganglienschichten assoziiert werden können. Die jüngsten Phasen geistiger Entwicklung senden ihre Polypenarme (Sinne) wie Gehirnausfaltungen nach außen, sie horchen, fühlen, wittern umher in der Welt und suchen nach Orientirung im Weltganzen. Das Gefühl der allseitigen Hemmung, die Summe aller Reize, die die Widerstände auf meine Sinne ausüben, wirkt Das, was mein Empfinden von mir selbst und mein Bewußtsein von meiner Stellung in der Welt ausmacht. Aber in der Tiefe meines geistigen Seins ist immer noch ein dunkel in mein Jetztsein hineinreichender Unterstrom von einstigem Wissen und Erkennen Deter, die vor mir waren, gleichsam das Testament der Psyche meiner Vorfahren, das ich nicht mehr entziffern kann, dessen Gesezen ich aber gehorche, auch ohne seine Sprache zu verstehen. Manchmal fühlen wir ein dunkles Aufleuchten aus diesen Tiefen der mit uns geborenen Stammesgeschichte, man sinnt ihm nach, wird sich seiner Macht inne und fühlt doch nur einen Widerschein von seinem Wetterleuchten. In diese Tiefe reicht nun keineswegs die Hemmung, die der Schlaf dem Bewußtsein bringt, seine Abblendung des geistigen Lichtes bezieht sich nur auf jene krönenden Funktionen geistigen Geschehens, die im Wesentlichen, wie wir sehen werden, der noch gegenwärtigen Phase der Hirnentwicklung zugehören.

Was ist es nun, das diese Hirnhemmung,**) die das Dunkel des Schlafes erzwingt, vermittelt?

Wir stellen uns vor, daß um die Ganglienzellen des Gehirnes ein Mechanismus ausgespannt ist, dessen Aktion eben die Hemmung bedeutet, und daß dieser Mechanismus vielleicht ganz grob gebunden ist an die Zwischensubstanz zwischen den Gangliensystemen, der Neuroglia, die bisher als eine

*) Das geht zum Beispiel deutlich aus der Thatsache hervor, daß wir von einer Erkrankung träumen können, deren Herannahen im Wachen noch nicht empfunden wird: ein hohler Zahn, ein Geschwür kann im Entstehen schon Traumotive erregen, ohne gleichzeitig Wachensationen zu veranlassen. (Noël.)

***) Ueber das mutmaßliche Wesen dieser selbst siehe Ausführlicheres in des Verf. „Psychophysik des Schlafes und der schlafähnlichen Zustände“. Zweiter Theil seiner „Schmerzlosen Operationen“. 4. Aufl. bei Springer, Berlin.

einfache Stäbsubstanz aufgefaßt wurde. Wir denken uns diese Substanz aktiv durch Blutstrom und Saftcirculation rhythmisch erfüllbar und entleerbar, so daß je ihre Füllung oder Entleerung im Stande ist, Anschlüsse (Affoziationen) unter den Zellen zu unterbrechen oder zu bewerkstelligen. Sie bildet gleichsam zwischen den Ganglienkörpern feuchte oder trockene Isolationschichten, die den überspringenden Funken oder induzirten Strömen größeren und geringeren Widerstand entgegensetzt. So geschähe auch das Denken in der Richtung des geringsten Widerstandes im Seelenorgan, wie jede andere Bewegungsform. Die Thätigkeit der Ganglien ist die der spezifischen Transformation (Umbildung) der Außenweltreize, ihre prismatische Strahlensplitterung, und die Thätigkeit der Hemmung ist die der Widerstandserzeugung für die Affoziation dieser transformirten Reize. Sicherlich giebt es auch ein psychisches Aequivalent, d. h. jeder Reiz, der das Centralorgan trifft, verlangt seinen völligen Umsatz in Spannkraft der Vorstellung und des Willens und die Handlung und der Gedanke sind gleichsam die Sammlung der zerstreuten Strahlenbündel zu weißem Licht, die Rückgabe der unveräußerten Pfunde an die Außenwelt. Die Hemmung giebt die Bahnen an, in denen dieser Ausgleich sich vollzieht.

Diese, wie ich gern gestehe, für eine Plauderei schwerfälligen Deduktionen waren nöthig, um den Mechanismus des Schlafes völlig verständlich zu machen. Sie ermöglichen eine hypothetische Einheit des Gesichtspunktes, von dem aus es leicht wird, alle Formen des Schlafes zu betrachten. Daß die Strahlenfinger der Sonne im Stande sind, die Hemmung, die über den Ganglien im Schlafe ausgespannt ist, zurückzuziehen, vermöge einer Reizung der sympathischen Nervengeflechte, wird uns eben so begreiflich, wie daß ihr Loslassen von der Gefäßspannung dieser am Abend gestattet, die Larnklappe über das Bewußtsein zu ziehen. Man beobachte nur einen Näden. Indem die herantrollenden Fluthwellen des Hirnblutes gegen seine Bewußtseinscentren anbränden, fühlt er eine Neigung, nicht mehr mitzudenken, es wird ihm schwerer, die Umgebung theilnehmend festzuhalten, er vergißt sich und sie, seine Muskelaktionen werden schlaffer, die Lider sinken herab und ein krampfhaftes Gähnen giebt kund, daß der Reizüberschuß, den das Leben in seiner Hirnrinde zurückgelassen hat, eine gewohnheitgemäße Ablenkung auf ein gewisses Gebiet der Athmungthätigkeit erfährt. Gähnen heißt, das Gehirn von Spannkraft des Denkens entladen, um so der Hemmung leichteres Spiel zu gestatten. Reden und Strecken sind nicht minder Formen der Ueberführung geistiger Spannkraft auf das Muskelgebiet. Die Fluthwelle der Hemmung spült immer weiter über den lichten Strand des Bewußtseins, in dessen Glanz sich eben noch die Umgebung widerspiegelte. Diese Bildfläche wird immer trüber und schließlich versinkt wie mit einem Schlage die Außenwelt vor seinen inneren und äußeren Blicken: er ist in ihr und hat doch kein Gefühl davon. Dieser

Vorgang gleicht so unmittelbar der Ein- und Ausschaltung elektroider Spannungen, dem langsamen Verglimmen eines eben noch strahlenden Glühkörpers, daß der Begriff des Erlöschens des Bewußtseins zu dem Treffendsten gehört, was unsere Sprache besitzet. Man kann ihn ruhig buchstäblich nehmen. Die Schlafhemmung ist also ein durch Nervenspannung (Sympathicus) vermittelter Reflex, den die Periodizität des täglichen Lichtwechsels durch Anpassung erzwingen hat, der aber — und Das spricht deutlich für die hier vorgetragene Auffassung — eben so gut durch andere Einflüsse nervöser Natur erzeugbar ist. Ganz gleich, ob die vermutete Zwischenwirkung der Neuroglia vorhanden ist oder nicht — und sie ist ja eine Hypothese, wie andere auch —: Niemand kann leugnen, daß Schlaf durch Reizung der Hemmungsvorgänge im Gehirn aktiv zu erzeugen ist. Das hat kein Geringerer als Claude Bernard zuerst ausgesprochen. Man hat aber die Wichtigkeit seines Gedankens bisher nicht erkannt. Diese Reflexhemmung ist nun z. B. eben so, wie physiologisch durch den Rhythmus des Sonnenunter- und Sonnenaufganges, auslösbar durch die Maßnahmen der Hypnose: Streicheln über die Stirn und Augenlider, starres Fixiren, Kämmen, Wiegen, das gleichmäßige Einerlei des Tickens der Uhr, Vorlesen, die Monotonie des Schlafliedes, — das Alles sind Reizformen der sanften, suggestiven Ablenkung des Bewußtseins auf einen einzigen Punkt, wodurch es natürlich der immer bereiten Hemmung um so leichter gemacht wird, rings um diese letzte Stelle des Bewußtseins ihr Zeltbaldach des Schlummers zusammenzuziehen. Eindämmung des Bewußtseins auf einen Punkt und Einschlafen sind Dinge, die nahe bei einander liegen. So kommt es, daß zum Einschlafen auch der feste Wille dazu gehört und daß Gewohnheit und Erziehung einen so erheblichen Einfluß haben. Man zwingt sich bei erschwertem Einschlafen, fest bei einem Punkte zu verharren, man stelle den geistigen Blick auf eine Stelle der Erinnerung, der Ueberlegung, der Vorstellung und halte ihn ja fest — der Gedanke ist ein Springinsfeld, er will rechts und links über die Zäune setzen —: dann wird es der Hemmung schon gelingen, auch diesen Punkt mit weicher Hand auszuwischen und das süße Allvergeffen hervorzuzaubern. Unsere Schlafmittel — einschließlich der Mittel der Narkose — betäuben in gleicher Weise, sie lähmen die Gefäßnerven aktiv; und die Folge ist die Füllung der hemmenden Gespinnste um die Ganglien und die Erzwingung der Unmöglichkeit ihrer gegenseitigen Erregung. Ganz deutlich ist der Mechanismus beim Alkoholgenuß. Der anfangs die Gefäße treffende Gistreiz verengt zunächst das Stromgebiet der hemmenden Zwischenschicht; der Anschluß der geistigen Verknüpfung der Ideen erfolgt zunächst mit deutlicher, gern gefühlter, die Lebenslust erhebender Leichtigkeit; über alle Höhen und Tiefen der Probleme schwebt frei und selig die erleichterte Kombination der Gedanken; der Dämmste dückt sich ungeheuer greifreich und traut sich Fähigkeiten zu, von denen er nie ge-

glaubt, daß er sie sein eigen nennt, wobei er oft sogar Kundige zu täuschen vermag. Die Hemmung gewinnt aber um so mehr Gewalt, je höher die Dosis steigt, sie engt wie beim Hypnotisiren das eben noch irrlichtelnde Bewußtsein immer mehr ein, der Verauschte bleibt geistig an einer Stelle kleben, er erzählt die selbe Geschichte fünfmal, zehnmal, murmelt schließlich immerfort die selben dumpfen Fragmente: und endlich sinkt des lionyischen Schwärmers blutgefülltes Haupt schwer auf den Tisch und die volltönende Harfe läßt dem Säegeräusch des Schnarchens das Feld. Während aber bei diesen künstlich erzwungenen Formen des Schlafes die Hirnhemmung nicht nur die obersten Schichten des Bewußtseins umfaßt, sondern auch ihre eiserne Klammer tiefer um die Centren der Muskelaktion sowohl wie um die anderer Formen von Bewußtsein schlägt, scheint uns für den physiologischen Schlaf charakteristisch, daß eigentlich nur das Bewußtsein für Zeit und Ort, für Orientirung in der Umgebung und der betreffenden zeitlichen und örtlichen Situation fehlt. Da der Schlafende im Traum sein Bewußtsein von sich selbst, den Begriff der Persönlichkeit, durchaus nicht verliert, sondern nur orientirungsunfähig für Das ist, was ihn in Wirklichkeit umgiebt, so kann man sagen: Schlaf ist nichts als die periodische Hemmung des Situationbewußtseins; er ist die periodische Ausschaltung der Orientirung für die Umgebung, die Zurück- und Einziehung aller Empfindungsfasern, mit denen der Mensch direkt in seiner Umgebung wurzelt. Alles Uebrige, sein Ich-Bewußtsein, seine Bewegungsfähigkeit, seine Phantasthätigkeit, seine Vorstellungssphäre, sein unterbewußtes Instinktleben ist an sich ganz wach und nur insofern vermindert, als diese Funktionen ihren verstärkten Anstoß eben aus jenem Situationbewußtsein zu ziehen gewöhnt sind. Wir verlassen für gewöhnlich im Schlafe nicht unser Bett, weil wir von diesem Bette gar nichts wissen, wir greifen nach nichts über und um uns, weil wir nichts von Dem „über und um uns“ wahrnehmen, und wir lassen alle Muskelthätigkeit ruhen, weil wir aus der Um-

...
 nehmen. So weit aber die tiefer gelegenen centralen Funktionen vom reitrenden Bewußtsein des Traumes erregt werden können, bleibt ihre Beeinflussbarkeit bestehen, wie wir noch sehen werden. Bei der Betrachtung des Traumes werde ich auch noch genauer zu definiren haben, in welcher Weise sich diese Thatfachen der Hirnhemmung bei den verschiedenen Formen des gestörten, pathologischen Schlafes erkennen lassen. Da nichts so individuell ist wie die Intelligenz und da gerade die Schichten, in denen Logik und Intelligenz ihre Werkstätten besitzen, in mehr oder weniger großer Tiefe im Schlaf ausfallen, so ist auch die feinere Art der Bewußtseinshemmung im Schlaf und noch mehr im Traum etwas stark Individuelles. Jeder hat seinen normalen Schlaf-

typus, der natürlich sehr erheblich durch Außenwelteinflüsse zu verändern ist. Der Schlafstypus wechselt auch deutlich mit dem Lebensalter des Individuums und seine größte Intensität fällt zusammen mit der Vollreife, was wiederum stark für meine Auffassung von der Aktivität des Schlafmechanismus sprechen dürfte. Der Schlaf des Neugeborenen ist deshalb so intensiv, weil die mitgeborene Hirnhemmung an Ausdehnung so ungeheuer die Ansätze von Ganglienzellen überwiegt; denken lernen, heißt eben: Ganglienzellen in die erhaltungsgemäße Hemmung hineinwachsen und ihre Anschlüsse durch sie regeln lassen. Das ist ja der einfache Grund, warum Wahrheiten oft eine Generation an Hirnwachsthum gebrauchen, bis sie in die Köpfe der Nachlebenden hineinpassen und nun wie etwas Selbstverständliches erfaßt werden; deshalb ist es auch für originelle Geister ein so sicherer Weg, im lieben Vaterland zu Etwas zu kommen, wenn sie die Einsicht haben, sich still, geduldig zunächst dreißig Jahre ins Grab zu legen. Es ist überall das Verhältnis von Ganglienaktion zur Aktivität der Hemmung, das Originalität, Intelligenz, Charakter, Genie, Talent, Temperament ausmacht und das auch den wechselnden Typus des Schlafes bestimmt. Anwuchs neuer Zellassoziationen, geistige Geburtwehen machen unruhigen Schlaf, eben so wie Ueberanstrengung, Sorge, Ueberlastung vorhandener Denksysteme (Rechnen, Geiz, Gewinnucht, Hoffnung, Erwartung, Freude), weil in allen solchen Fällen die Gangliensysteme der zur Nachtzeit anrückenden Hemmung widerstehen.

Im wohlregulirten Hirnmechanismus geht abends Alles nach der Schablone der Ein- und Ausschaltung: sie brauchen noch gar nicht müde zu sein, die glücklichen Philister, sie legen sich um Punkt neun Uhr zu Bett: eine Drehung auf die Seite, eine Umschaltung am wohlgeübten Kabel der Bewußtseinsleitungen, — und der Schlaf beginnt. Diese Regelmäßigkeit des Ein- und Ausschaltens von Bewußtsein und Schlaf selbst ohne jedes Ermüdungssymptom, die man bei wohlgezogenen Kindern und den Menschen, die Sinn für Ordnung und Gesundheit haben, beobachtet, die man dagegen freilich bei den Kindern berliner Sonntagsausflügler nicht einmal andeutungsweise mehr erkennen kann, spricht offenbar berechtigt genug gegen die Ermüdungs- und Vergiftungstheorie des Schlafmechanismus. Es ist eine alte Weisheit, daß der Vormitternachtschlaf der stärkste ist. Weil wir es eben im Schlafe mit aktiven Nervenspannungen zu thun haben, ist der Kontrast von Tag und Nacht um so deutlicher wirksam, je näher der Wechsel zum Eintritt der Schlafhemmung liegt. Die Zeit vor Mitternacht liegt dem Scheiden der Sonne am Nächsten, d. h. dem Hemmungseinfluß, und jede Stunde nach Mitternacht führt uns dem Sonnenaufgang und dem Einfluß des Bewußtseins näher. Welche Erquickung bringt ein tiefer, gesunder Schlaf; wie viel Heilung und Abwehr von Gefahr und Krankheit unter dem Zeltdach seines Friedens in einer Nacht; welche sanfte Blüttung der erregten Fluth des Tages unter dem Banne seines

schwebenden Dunkels! Er vermag Räthsel der Lösung nahe zu führen in wenigen Stunden und oft steht die befreiende Idee am Morgen beim Aufwachen vor unserem Bette, wie ein Kind mit einem Geburtstagsstrauß. Weinend legt der Knabe sich nieder, weil er die Lektion nicht bewältigen konnte, und morgens sagt er sie her, erlaunt und verblüfft ob der Heinzelmännchen-Arbeit, die über Nacht in seinem eigenen Kopf geleistet ward. Der Dichter, der Komponist, der den Tag verbracht hat in gigantischem Ringen mit dem Chaos seiner inneren Gestaltungskraft — vergeblich, denn es wollte keine Schönheit dem heißen Rebel entsteigen —: eine stille Nacht tiefen, erquickenden Schlafes und im Hafen seiner Sehnsucht liegt bewimpelt und beslaggt ein weißes, stolzes Schiff aus dem fernen Lande der Phantasie. Da es eben die jüngsten Entwicklungsphasen des Bewußtseins sind, in denen das Gehirn des Kindes oder des frei bildenden Produzenten von Gedanken — der Grund, warum das Genie stets mit Kindesaugen sieht — immer neue Systeme an alte Bahnen anschließt, so sind hier auch gleichsam die leicht verleglichen, zartesten Blüten des Seelenlebens ausgebreitet. Das stille Zellenwerden und Gedankenspinnen bedarf mehr als andere, festere Gewebe des Gehirnes des zeitweiligen Schutzdaches gegen Reiz und Hagel. Sehr wohl kann eine Nacht gleichsam die neue Drahtlegung und Kabelstation fertig bauen, den Schlusstein setzen, einen sammelnden Kontakt einschalten, die ganze Monate im Anreiz des Lebenskampfes mühsam vorgebildet hatten. Welche Qual aber, wenn diese dem geistigen Leben so nützliche Bewußtseinsverhüllung versagt! Was giebt es Furchtärlicheres als die Schlaflosigkeit, in der das geistige und körperliche Auge in die Finsterniß der Nacht starrt, die das Wesen eines Dämons annimmt? Dabei die Gedankenflucht hinter dem Schädel, diese springenden, jagenden und nicht fixirbaren Bilder, die doch so gleichgiltig sind und uns so gar nichts angehen, die sich aber unaufhörlich durch einander schieben, — diese grauenvolle Ahnung Dessen, was Wahnsinn sei! In der That: Hemmungsortfall ist ja auch der Inhalt vieler Wahnsinnsformen, da die gereizten und zur Ueberfunktion gepeitschten Ganglienzellen schließlich alle Widerstände durchbrochen, die blinden Affekte und die Bodsprünge im Geißt, die geistigen Beitzstände beginnen.

In der schonenden Hülle, die die Hemmung um wachsende, junge Reifer der sprossenden Hirnzellen zu legen vermag, in der heilsamen Fesselung, die der überwiegende Widerstand unreifen Kapriolen junger Hirneime entgegensetzt, wurzelt vielleicht der Trieb der Verauschungsucht bei Thier und Mensch. Die Alkoholisten, die Morphinisten, die Opium- und Haschischvertilger verschaffen sich künstlich diese Verschleierung des Bewußtseins, den der gesunde Schlaf freiwillig gewährt, nicht nur, weil es angenehm ist, die qualende Unruhe erregter Ganglienarbeit zu hemmen, sondern auch, weil sie instinktiv fühlen, daß eine erhaltungsgemäße Ausgleichstendenz in diesem erzwungenen Widerstand liegt.

Diese Anschauung von der auf Nervenspannung beruhenden, aktiven Ein- und Ausschaltung der Hirnhemmung als Ursache des Schlafes macht uns auch die atypischen Schlafformen viel begreiflicher, als sie es unter der Ermüdungs- und Vergiftungstheorie sein konnten. Der Winterschlaf gewisser Rager, der Tagsschlaf gewisser Insekten und Vögel, die pathologische Schlafsucht beim Menschen und die in gewissen Grenzen mögliche Verschiebung des natürlichen Schlaftypus (alle Sorten Nachtwächter einbegriffen), sie alle werden verständlich, wenn wir sie betrachten als verschobene Rhythmen einer aktiven Hemmung. Die Intervalle des Wechsels von Hemmung und Aktion sind auf nervöser Bahn nur zeitlich verstellt, so weit überhaupt noch ein Rhythmus erkennbar ist; wo dieser aber ganz fehlt, wo entweder Aktion oder Hemmung allein herrschen, da beginnt der Bereich des Abnormen im Geiste, das ganz natürlich in Krankheiten der Hemmungs- oder Aktionorgane zu trennen wäre, wie an jeder elektrischen Einrichtung Strom oder Hemmung defekt sein können.

So ist der Schlaf also die Thätigkeit eines besonderen Organismus, der Hemmung, die sich aus Blutumlauf, Isolationmechanismen und Nerven-erregung zusammensetzt. Den verschiedensten Ursachen, der Schaukelbewegung der Wiege, dem Reflex der Hypnose, der Wirkung der Narcotika, gehorcht diese räthselhafte Funktion so lange, bis schließlich die Hand des Todes zum letzten Mal und dauernd die ewige Hemmung gleich einem eisernen Vorhang vor unserer Existenz herabzieht. Darum scheint der Schlaf als des Todes Bruder, weil er uns ahnen läßt, wie unsere definitive Lebenshemmung sein wird. Was das Dunkel, das nur mit dem Tage wechselt, an der Peripherie unserer Seele mit seinem Zauberschleier wirkt, Das vollendet einst die Nacht des Nirwana für immer. Heute versenkt der Schlummer das Ich nur auf ein kleines Stückchen unter die Oberfläche; es taucht ein Wenig hinab in ein Meer, in dem noch die kristallinen Gestaltungen des Traumlebens schweben; aber einst erstarrt auch diese Fluth des Unbewußtseins das kalte Nichts zu Eis. So lange aber Wachen und Schlaf mit Auf- und Niedergang der Sonne wechseln, haben wir Gelegenheit, den vollen Frieden des Todes zu ahnen. Wir werden im Schlaf auch in eine Sphäre gleichsam früherer Daseinsperioden zurückgezogen, sowohl unseres persönlichen Seins wie des Seins der Menschheit. Schlaf ist Seelenleben minus Situationbewußtsein und ohne die Fähigkeit, die Umgebung logisch mit unserem Geist zu verknüpfen. Das giebt unserer Phantasie die Möglichkeit, uns einen Theil des nur halb bewußten Thierlebens vorzustellen, dessen Fesseln die immer sprossenden Zellen der Fortentwicklung gesprengt haben und dereinst in späteren Geschlechtern vielleicht zu noch höheren, wunder-vollen Bewußtseinsformen weiter sprengen werden.

Die Seine.

Geschichte eines Nonnomen.

Es giebt ein altes, halbverschollenes Plakat, das man in Paris noch hier und da an der Mauer irgend eines großen Gebäudes findet und das den „Frauen Paletot“ darstellt, — einen unförmigen, altmodischen Mantel mit viel zu breiten Aufschlägen, viel zu langen Schößen und viel zu hohem Kragen. Das Verblüffendste ist aber entschieden der Schnitt des Rückens, der geradezu unheimlich gewölbt ist. Man kann sich beim besten Willen keinen Menschen vorstellen, dessen Wirbelsäule sich diesem Kleidungsstück anzubequemen vermöchte. Und doch habe ich einen Menschen gekannt, dem er wie angepaßt gefessen hätte. Jedesmal, wenn ich dem Plakat an irgend einer Ecke wieder begegne, muß ich an ihn denken.

Er hieß Jacques Génie. Ich lernte ihn in einem kleinen Studentenrestaurant kennen, wo ich damals — besonders gegen Ende des Monats — häufiger verkehrte als bei Joseph. Er frappirte mich auf den ersten Blick durch seinen zerzausten Bart, seine struppigen Haare, die schönen grauen Augen, deren wilden Glanz man durch die verstaubte Brille hindurch nur errathen konnte, und vor Allem durch sein weltfremdes Benehmen. Als er in das Lokal trat, stieß er gegen sämtliche Tische an, wußte absolut nicht, wo er seinen Hut und seinen Stoch unterbringen sollte, und strandete dann schließlich neben mir. Während des Essens suchte er mit seinen kurzichtigen Augen fortwährend nach dem Salzfaß. Schließlich reichte ich es ihm; und damit war die Bekanntschaft gemacht.

Wie alle schüchternen Menschen, wurde auch er, nachdem das Eis einmal gebrochen war, rasch intim. Als wir beim Dessert waren — Gott weiß, wie schnell Das ging —, wußte ich schon, welche soziale Stellung er einnahm. Er war damals Hilfslehrer an irgend einem Institut in der Rue de Sept-Boies. Die Straße und das Institut existiren schon längst nicht mehr. Tausend Francs pro Jahr — ohne Logis — und das Frühstück, also genug, um con amore zu verhungern. Aber was kümmerte ihn das Geld der Gegenwart? Die Zukunft sollte ihn für Alles entschädigen und der berühmte Dichter würde die Leiden des armen Schullehrers rasch vergessen haben. Denn er war ein Dichter. Er machte — bis jezt nur für sich selbst — Verse, die ihm einst zur Berühmtheit verhelfen sollten. Wenn er darauf zu sprechen kam, wurde er ganz wild.

„Ich glaube an meinen Stern“, sagte er mit irrem Blick und brennenden Wangen. „Es giebt Leute, denen einmal etwas Großes widerfahren muß. Und ich glaube, zu Denen gehöre ich auch. Wirklich: mein Leben ist ein seltsames gewesen und es wäre nicht der Mühe werth, wenn gar nichts daraus werden sollte. Habe ich Ihnen nicht erzählt, daß ich ein Findelkind bin? Warten Sie: ich will Ihnen Etwas zeigen.“ Er durchsuchte seine Brieftasche, die mit allen möglichen Papiersejen gefüllt war, und förderte einen uralten, vergilbten, mit fettigen Fingerrabdruken bedeckten Zeitungsausschnitt zu Tage. Nachdem er ihn auseinander gefaltet hatte, legte er ihn ganz einfach auf meinen Teller. Es war eine Notiz aus dem Petit Journal.

„Der Sanobarbeiter G. . . in Vercy fand gestern morgen in seinem Boot ein Kind, das in grobe Windeln gewickelt war. Nachdem er dem Bezirkskommissar des Viertels Meldung von seinem Fund gemacht hatte, äußerte der brave Mann

den Wunsch, das Kind bei sich aufzunehmen, wenn es nicht reklamirt würde, und verzichtete auf alle Beiträge zu dessen Unterhalt.“

„Dieser G...“, fuhr Jacques fort, während er das Papier wieder zusammenlegte, „war der Vater Génie; das Kind war ich. Der Alte hat mich aufgezogen, als ob ich sein eigener Sohn wäre. Er hat mir auch seinen Namen gegeben; einen verheißungsvollen Namen, nicht wahr? Später hat er mich in die Schule geschickt und einen gebildeten Menschen aus mir gemacht. Dann starb er. Ich habe niemals versucht, meine Eltern aufzufinden. Was gehen mich diese Leute an, die mich nur in die Welt gesetzt haben? Mein wahrer Vater ist der alte Sandarbeiter in Bercy, meine wahre Mutter die Seine, — die einzige, die mich in ihren Armen gewiegt hat, als ich ein kleines Kind war.“

Seine Augen füllten sich mit Thränen, während er so sprach. Dann blickte er starr auf den Senfstops und fügte hinzu: „Als der Alte noch lebte, saßen wir jeden Tag nach Feierabend am Ufer der Seine. Der Fluß volkte zu unseren Füßen dahin und die Wellen plätscherten, als ob sie Etwas sagen wollten, das nur wir Beiden verstanden. So konnten wir endlos dastehen und mit einander plaudern wie eine brave Bürgersfamilie: Vater, Mutter und Sohn.“ Er schwieg einen Augenblick, dann: „Jetzt ist der Alte tot. Es ist traurig, wenn man keinen Vater mehr hat. Aber die Mutter ist mir geblieben: die Seine, meine gute alte Mutter, — und die kann nicht sterben. Ich besuche sie jeden Abend und sie singt mir ihre Lieder wie damals, als ich eine kleine Krabbe von drei Jahren war und auf dem Rücken in unserem alten Boot lag, unter mir den Fluß und über mir den blauen Himmel. Wollen Sie heute abends mitkommen? Dann zeige ich Ihnen den Platz, wo man mich gefunden hat.“

Er saßte mich unter wie einen alten Freund, während wir auf den Quai zuschritten. Es war eine schöne Augustnacht. Wenn man nach Bercy hinüberblickte, war der Himmel tiefblau, beinahe schwarz und mit unzähligen Sternen besät, wie mit lauter goldenen Nägeln. Hinter uns dagegen glühte er in düsterem Roth. Tausende von Gasflammen beleuchteten das wundervolle Panorama der Seinebrücken. Und dahinter, gegen Auteuil zu, wurde der Horizont immer bleicher und schimmerte in jener eigenthümlichen Klarheit, die das Aufgehen des Mondes ankündet.

Ohne ein Wort zu reden, gingen wir am Ufer entlang. Als wir die Cité verlassen hatten, lag die weite Landschaft im Dunkel vor uns. Nur hier und da blickten vereinzelte Lichter auf. Die Bäume tauchten als verworrene schwarze Linien und die Häuser wie unbestimmte weiße Flecke aus dem Dunkel hervor. Jacques zog mich vom Quai hinab an das Ufer. Durch die tiefe Stille um uns her drang nur das dumpfe Klauschen des Flusses und das ferne Getöse der Stadt an unser Ohr.

Vor einer verlassenen Hütte — es war eins jener kleinen Bureau's, wo die Sandarbeiter ihre Befehle entgegennehmen — blieb er schließlich stehen und sagte: „Hier ist es.“ Dann setzte er sich auf den Uferrand und ich nahm neben ihm Platz. Als ob er sich für das lange Schweigen schadloß halten wollte, fing er rasch an, zu sprechen; „Ja, hier war es, wo man mich gefunden hat. Zu den Zeiten des Alten war hier ein Ring, an dem er seine ‚Fregatte‘, wie er zu sagen pflegte, anband. Seine Fregatte! Es muß doch immerhin

eine Ueberraschung gewesen sein, als er eines schönen Morgens ein schreiendes Kind darin fand. Es war übrigens ein hartes Leben, das er führte. Mit der Schaufel bringt man an einem Tage nicht viel Sand weg. Und dann kommt jeden Augenblick die Polizei und behauptet, daß man den Sand nicht so dicht am Strande oder an der Brücke wegschaufeln solle. Ach, das Elend! Und schließlich noch die Daggerschiffe, die Einem das Handwerk verderben!“

Jacques schwieg eine Minute; und seine Stimme bebte, als er fortfuhr: „Trotz Allem wäre mir diese Art Leben ganz recht gewesen. Es war verkehrt von dem Alten, daß er mich zum Gelehrten machte. Ich habe ein krankhaftes Heimweh nach der Seine. Jeden Abend muß ich hierher gehen; ich kann einfach nicht anders. Und wenn ich es überwinden will und einmal fortbleibe, so träume ich die ganze Nacht davon und es macht mich halb verrückt. Sie verfolgt mich, ich fühle in meinem Bett, wie sie mich schüttelt, als ob ich drunten in den Wellen läge.“

Ich hütete mich wohl, ihn zu unterbrechen, und er sprach langsam weiter: „Die Dichter erzählen uns von weiblichen Wesen, die im Wasser leben und die Fischer durch ihren Gesang hinablocken, wie Goethes ‚Fenchel-Weib‘. Wie dumm Das ist! Es ist so überflüssig, denn das Wasser selbst lockt und ruft uns. Fragen Sie einmal die Seeleute oder Fischer oder einen Sandarbeiter wie den Vater Génie. Alle werden Ihnen sagen, daß sie nicht mehr leben könnten, wenn man sie von der Seine trennte. . . Sie fangen schließlich an, sich mit ihr zu unterhalten wie mit einem lebenden Wesen, sie sprechen mit ihr und sie antwortet. Und lebt sie denn nicht wirklich? Alle Moleküle in ihr bewegen sich unaufhörlich; und was ist Leben Anderes als Bewegung? Ja, sie lebt und sie spricht; oder vielmehr: sie singt. Glauben Sie mir: jetzt, in diesem Augenblick, ist mir, als ob ich die wunderbarste Musik hörte. Es ist wie ein geheimnißvolles Orchester, das man nicht erklären kann. Sie hören es vielleicht nicht, aber ich höre es. . .“

Er rückte ganz nah an mich heran und sagte plötzlich mit veränderter Stimme: „Wenn ich ganz allein bin, habe ich manchmal eine wahnsinnige, unwiderstehliche Lust, mich da hinein zu stürzen, um zu sehen, wie Das wäre. Als Vater Génie noch lebte, habe ich viele Ertrunkene gesehen, die er aufgefischt hatte. Manchmal waren sie auch noch am Leben; und dann habe ich sie immer gefragt, wie es ihnen vorgekommen sei. Die Meisten wußten nichts mehr davon. Aber einmal war Einer da — ein ganz komischer alter Mann —, der mir erzählte, daß es ein wunderbarer Moment gewesen sei. Er hatte es schon zum zweiten Male versucht.“

Bei diesen Worten sprang Jacques Génie auf. Er reichte mir die Hand, um mir beim Aufstehen behilflich zu sein, und sagte noch: „Sehen Sie, Das mit dem Wasser ist einfach eine Manie; man kann nichts dabei machen. Früher oder später ist es doch das Ende, daß man sich hineinstürzt.“

Es war schon fast Mitternacht. Langsam gingen wir am Ufer entlang wieder auf Paris zu. Der Mond stand jetzt hoch am Himmel. Jacques sagte nichts mehr. Er schien immer noch auf die sinnverwirrende Musik des Flusses zu lauschen. Neben uns floß die Seine ruhig dahin. Das Mondlicht brach sich in den kleinen Wellen, die zu unseren Füßen im Sande verrannen.

Bei Notre-Dame blieb mein Begleiter stehen:

„Ich bin jetzt dicht bei meiner Wohnung,“ sagte er und zeigte auf eine der kleinen Straßen, die strahlenförmig auf die Kathedrale zulaufen. „Adieu. Ich danke Ihnen, daß Sie mitgekommen sind. Sieht man Sie morgen im Restaurant?“

„Ja.“

„Also auf morgen.“

Dieses „morgen“ ließ lange auf sich warten. Jacques Génie kam nicht wieder in das Restaurant, wo ich ihn kennen gelernt hatte. Zwei- oder dreimal versuchte ich, sein Institut oder seine Wohnung ausfindig zu machen, aber es gelang mir nicht.

Meine Quartier-Latin-Zeit lag schon fünf Jahre hinter mir, als ich eines Tages über die Notre-Dame-Brücke ging und auf den Einfall kam, in die Morgue zu treten. Wie gewöhnlich, stand eine ganze Menschenmenge vor den Photographien der „Nicht-Refugojirten“. Die Typen, die man da sah, überboten die kühnsten Phantasien eines Ribera oder Callot: entsehlliche Greisengestalten mit grauem Haar, das an manchen Stellen wie abgenagt ansah, alte Hexen mit scharfen, eckigen Zügen, denen der Busen wie eine leere Schale am Körper klebte, dann und wann auch eine junge Frau oder eine Kinderleiche mit aufgetriebenem Bauch. Ein klaffender, schwarzer Spalt im Schädel, ein schmaler Riß an der Schläfe, manchmal auch gar keine Verletzungen. Aber all diese Gesichter hat die Todesangst zu einer schauerlichen Grimasse verzerrt. Die Augen sind unnatürlich weit aufgerissen und die im letzten Pilschrei erstarrten Kinlaben klaffen auseinander. Während ich so da stand, sagte plötzlich eine leise Stimme hinter mir: „Ja, Die sind glücklich, nicht wahr?“

Ich wandte mich um. Es war Jacques Génie.

Die fünf Jahre hatten ihn sehr verändert. Diese Falten durchsuchten sein Gesicht, die Haare waren völlig grau geworden und bildeten einen seltsamen Kontrast zu dem schwarzen Bart. Er war noch elender als früher gekleidet und seine Wäsche machte einen völlig verwahrlosten Eindruck. Er sah mich eben so wie bei unserer ersten Begegnung am Kermel und zog mich mit hinaus, auf die Seine zu. Dann fing er rasch an, zu sprechen, als ob er eine eben unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmen wollte.

„Ja, Die dort drinnen sind glücklich. Sie brauchen nicht mehr um das tägliche Brot zu sorgen, sie brauchen kein Bett, kein Frühstück, keine Kleider mehr. Sie brauchen nicht einmal mehr zu denken. Ja, an ihrer Stelle sein! . . . Sie glauben nicht, daß es mein Ernst ist? Gott weiß, es wäre mir ganz recht, meinen Kopf dort unter den Photographien zu setzen, nachdem ich acht Tage lang auf den kalten Glasplatten gelegen hätte. Western habe ich dort Einen gesehen —: glauben Sie mir, solche Leute sind die einzigen wirklich Glücklichen. Als er eben in der Morgue angekommen war, hat eine kleine Frau sich auf die Leiche gestürzt und gerufen: Jules! Jules! Es war seine Geliebte. Sie hatten am Morgue eine Szene gehabt und beim Abschied sagte er: ‚Ich gehe ins Wasser‘ . . . Als er dann wirklich wegblieb, kam die Kleine auf die Idee, ihn in der Morgue zu erwarten. Ist Das nicht orginnell? Aber mich würde Niemand refugojirten. Das hat mich bis jetzt immer noch gehindert, den letzten Schritt zu thun.“

Dabei gestikulirte er so heftig, daß die Vorübergehenden uns nachsahen.

„Es freut mich wirklich, Sie einmal wiederzusehen,“ sagte er dann. „Erinnern Sie sich noch an unseren Spaziergang nach Verdy? Ich habe immer mit Vergnügen daran zurückgedacht. Es ist mir schlimm gegangen seitdem . . . Ich habe mich in allen möglichen Erwerbszweigen versucht, sogar als Kontrolleur auf einem Seinedampfer. Aber auf die Länge ging es nicht; ich war zu zerstreut. Einmal ist mir eine Lehrerstelle im Ausland angeboten worden. Aber ich hätte sie dorthin nicht mitnehmen können und Sie wissen ja . . .“

Ja, ich wußte es. Wenn er mir nicht selbst eingestanden hätte, daß er immer noch in ihrem Banne lag —: der irre Glanz seiner Augen hätte es mir doch verrathen. Er schien sich selbst nicht über die Gedankensprünge, die er machte, Klar zu sein und fuhr fort:

„Sehen Sie, wenn ich nur einen anständigen Anzug gehabt hätte! Aber jedesmal, wenn ich so im Vorzimmer einer Redaktion stand, sah ich, wie die Bureaudiener unruhig wurden; und die wohlgekleideten Herren, die mit mir warteten, griffen unwillkürlich nach ihrer Uhrkette. Alles athmete auf, wenn ich wieder fortging. O diese Esel! Denn Das, was ich ihnen brachte, war gewiß nicht schlecht.“

Dann fing er ohne irgend einen Uebergang an, mir seine Gedächtnisse zu rezitiren. Wie Andere ihre Geliebte besingen, so hatte er der Seine seine Lieder gesungen. Und was waren es für seltsame Lieder! Voll von reicher Phantasie. Alle die Landschaften, die sie auf ihrem Lauf durchströmt, all die Winkel von Paris, die sie berührt, hatte er in klaren und doch nur flüchtigen Umrissen festgehalten. Die weiten, grünen Flächen draußen vor Paris, wo der Vorstadtfrühling auf die junge Saat herablächelt, die kleinen Gemüsegärten an der Landstraße, wo die Nelken in der Sonnengluth reifen und muntere Sperlinge in den Spalieren zwitschern. Und rings um die Gärten herum findet die Liebe tausend verstoßene Schlupfwinkel, in dem dichten Gestrüpp des Waldes oder in den kleinen Schänken am Ufer, wo Küchengerüche und menschliche Ausdünstungen sich mit dem frischen Duft der Feldblumen mischen . . . Dann wechselt die Dekoration, wir sind mitten in der Cité, im Herzen von Paris. Die strengen Linien der mächtigen Bauwerke spiegeln sich im Abendhain in den Wellen: der Louvre, der Justizpalast und die Thürme von Notre-Dame.

. . . Und in dieser Umgebung lieb der Dichter die seltsamsten Dramen spielen, — ein Kaleidoskop von düsteren und komischen, rührenden und grotesken Bildern. Das Leben der Seineschiffer, wie sie in ihrem Boot sitzen und sich von einem Schleppdampfer ziehen lassen, oder der Fischer, die auf ihrer Ladung den Fluß hinabschwimmen. Ohne ein Wort zu sprechen, ja, selbst ohne zu denken, rauchen sie ihre Pfeife und blicken auf das Ufer hin, an dem Stadt und Land in raschem Wechsel vorüberzieht. Und abends soupirt man auf Deck, während das Fahrzeug immer weiter gleitet, und das Essen riecht nach Salz und Flußwasser. Und dann erzählte er von den Fischern, wie sie Tage lang immer nur auf ihre Angel hinstarren, bis endlich einmal ein Fisch nach dem Köder schnappt; oder von dem Strand-Wilddieben, die von Dem leben, was der Strom zufällig ans Ufer wirft, und die in Sommernächten zu Zweien unter irgend einer Brücke schlafen.

So gingen wir die Seine entlang bis zur Esplanade des Invalides.

Jacques sah, daß die Poesie seiner Verse es mir angethan hatte. Plötzlich blieb er stehen, seine schönen, großen Augen leuchteten auf und er faßte mich an beiden Händen. In diesem Augenblick machte er nicht mehr den Eindruck eines Wahnsinnigen. Ein wunderbar sanfter Ton lag in seiner Stimme, während er sagte: „Ich danke Ihnen. Außer ihr und Vater Génie sind Sie der einzige Mensch, dem ich ein paar glückliche Stunden verdanke. Ich will jetzt gehen. Die Leute sehen sich nach uns um; ich bin wirklich zu schlecht angezogen. Aber wenn Sie mir eine Freude, eine große Freude machen wollen, so kommen Sie morgen wieder dorthin, wo wir uns heute getroffen haben — um die selbe Zeit —: Sie können mir damit einen großen Dienst erweisen.“

Ich konnte ihn nicht dazu bewegen, einen weniger schauerlichen Ort zum Rendezvous zu wählen. Er bestand darauf, mich in der Morgue zu treffen. Dann wandte er sich plötzlich zum Gehen und sagte noch einmal: „Wenn Sie mir eine große Freude machen wollen, so kommen Sie.“

Es giebt doch manchmal glückliche Zufälle im Leben. Zehn Minuten, nachdem Jacques mich verlassen hatte, begegnete ich einem unserer jüngsten Deputirten, dem sein Glück jedoch nicht so zu Kopf gestiegen war, daß er seine alten Schulfreunde darüber vergessen hätte. Ich war noch so in den Gedanken an Jacques' Gebichte vertieft, daß ich von nichts Anderem sprechen konnte. Die Geschichte des armen Dichters schien meinen Freund zu amüsiren und er sagte: „Gerade heute früh ist mir mein Sekretär mit einer deutschen Gouvernante durchgebrannt. Schicke Deinen armen Teufel nur zu mir. Der Gedanke, einen an Monomanie leidenden Sekretär zu haben, stört mich nicht weiter. Wenigstens wird er den Weibern nicht nachlaufen, — und die Seine brennt gewiß nicht mit ihm durch.“

Das war eine gesicherte Existenz für den armen Jacques. Ich war ganz selig in dem Gedanken, ihm diese frohe Nachricht morgen mitbringen zu können.

. . . Als ich dann am nächsten Tage, meinem Versprechen gemäß, die Morgue aufsuchte, sah ich eine Menschenmenge, die sich um einen Leichnam drängte. Man hatte ihn eben aus der Seine gezogen.

Das Herz schnürte sich mir zusammen. Eine düstere Ahnung kam plötzlich über mich, in dem Gedanken an das seltsame Rendezvous, das Jacques bestimmt hatte.

Mit einiger Mühe bahnte ich mir einen Weg durch die Menge. Ich hörte, wie Jemand sagte: „Es ist noch kaum zwanzig Minuten her, daß er hineinsprang. Am hellen Tag, — es ist unglaublich! Er hat einen Augenblick abgewartet, wo Niemand in der Nähe war. Ein kleines Mädchen hat es gesehen. Die Kleine hat laut geschrien, aber sie kamen schon zu spät.“

Endlich hatte ich mich durchgedrängt. Und nun erkannte ich Jacques. Er lag auf einer Steintrage, wie die Maurer sie zu benutzen pflegen. Das Wasser rann von seinen Kleidern herab . . . Es war der selbe Anzug, den er gestern getragen hatte.

Die Seine hatte ihr Kind wieder zu sich genommen.



Kunstaustellungsepilog.

Es giebt wohl keine Stadt in der Welt, wo so viele Vorbedingungen für einen Aufschwung der Kunst vorhanden und zugleich so viele Mächte bereit sind, ihn zu verhindern, wie in Berlin. Man macht diese Beobachtung bei allen Gelegenheiten. Es geschieht in Berlin so viel für die Kunst und doch fast nichts, worüber man nicht Grund hätte, unzufrieden zu sein. Das genügt, um die deutsche Reichshauptstadt als Kunstcentrum in ein unerfreuliches Licht zu setzen und die berliner Kunst als ein Kind des propyigen Reichthumes und der Geschmacklosigkeit vor der Mitwelt erscheinen zu lassen. Daß den ernsthaften berliner Künstlern dieser Zustand nicht behaglich vorkommt und daß sie nach seiner Beseitigung seufzen, ist um so erklärlicher, als sie unter einer systematische Unterdrückung der ausschlaggebenden Faktoren zu leiden haben. So lange wie möglich ist von ihnen versucht worden, eine Besserung der Verhältnisse auf friedlichem Wege zu erreichen. In allen deutschen Kunststädten war es schon zu mehr oder minder reinlichen Scheidungen innerhalb der Künstlerschaft gekommen; nur in Berlin zögerte man, eine Trennung herbeizuführen, weil man der Hoffnung lebte, die wachsende Einsicht würde schließlich doch alle Gegensätze ausgleichen. Leider hat sich diese Erwartung nicht erfüllt. Der Bruch war unvermeidlich; und es ist nur zu beklagen, daß man sich so spät dazu entschloß. Aber da nun Berlin seine „Sezession“ hat und diese mit einer Ausstellung debutirte, die das vorhandene berliner Kunstaustellungswesen in seiner Zümmlichkeit zeigt und seine Aenderung als absolut nothwendig hervortreten läßt, sind sofort wieder alle die Mächte am Werk, die jeder moralischen Erhebung der berliner Kunst entgegenarbeiten. Alles, was geeignet ist, das Unternehmen der Berliner Sezession zu diskreditiren, wird in Bewegung gesetzt. Am Nächstesten sind natürlich die bekannten Acteure, denen die Abneigung des Kaisers gegen die moderne Kunst zu Hilfe kommt. Man darf ohne Bedenken annehmen, daß diese persönliche Stellungnahme des Monarchen ebenfalls ihr Werk ist. Dabei ist es bedauerlicher Weise zu einem Bruch mit alten Traditionen gekommen. Zum ersten Male findet in Berlin eine Kunstaustellung statt, die sich nicht des Schutzes und der Gunst des königlichen Hauses erfreut, gegen die vielmehr herbe Aeußerungen aus dem Munde des Kaisers bekannt geworden sind. Das huldvolle Beschützeramt, das die Könige von Preußen von je bei den Veranstaltungen der berliner Künstlerschaft freiwillig übernommen haben, hat dieser in Wirklichkeit ja kaum Nutzen gebracht; aber es machte einen guten Eindruck und erinnerte angenehm an die Zeiten, wo fürstliche Personen noch die natürlichen und bewußten Förderer der künstlerischen Bestrebungen und Schutzherrn der Künstler

waren. Ist die Haltung des Kaisers gegenüber der Sezession geeignet, Bedauern zu erregen, so kann es in der That nur von der Seite her sein, daß ein sympathischer Brauch aufgegeben wurde und daß es scheint, der Monarch bringe nicht der Kunst an sich, sondern nur einer ihm genehmen Kunst Wohlwollen entgegen. Daß die öffentliche Meinung dadurch daran nachhaltig beeinflusst werden könnte, ist dagegen ausgeschlossen, da diese längst gewöhnt ist, in Sachen der Kunst eigene Wege zu gehen. Das Verhalten des Kaisers kann daher nur als eins der Glieder in der Kette der retardirenden Momente angesehen werden, mit denen die deutsche und insbesondere die berliner Kunst zu rechnen gelernt hat.

Man spricht so viel von dem Idealismus des deutschen Volkes und glaubt doch selbst nicht mehr daran, daß für eine ideale Sache um ihrer selbst willen gekämpft werde. Die Berliner Sezession hat sich allerlei nachsagen lassen müssen. Sie ist freilich eine Partei, aber weder eine, die nur aus jungen Künstlern, noch eine, die aus Sozialdemokraten besteht; auch stellt sie nicht etwa eine Vereinigung der Extravaganten vor. Sie will Etwas, das des Schweißes der Edlen wohl werth ist: sie will das gesunkene Ansehen der berliner Kunstausstellungen wieder heben. Damit wird jedoch eine so ungeheure Menge von persönlichen Interessen verletzt, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Betroffenen alle Hebel in Bewegung setzen, um einen Erfolg der secessionistischen Unternehmung zu verhindern. Seit dem Tage, da der Vorsitzende des Berliner Künstlervereins durch sein Verhalten die thatkräftigen Elemente der Künstlerschaft nöthigte, sich zusammenzuschließen und Front zu machen gegen den „Uebermuth der Aemter“, sind unzählige Versuche unternommen worden, der Sezession zu schaden. Wie blind die Wuth war, mit der man gegen sie vorging, dafür zeugen zwei der Oeffentlichkeit bekannt gewordene Fälle: der merkwürdig formulirte Widerspruch Menzels gegen die angeblich unrechtmäßige Ausstellung einiger seiner Werke durch die Sezession und die Boykottirung einiger im Besitze der Großen Goldenen Medaille befindlichen Mitglieder der Sezession bei Gelegenheit der Medaillen-Vertheilung in der Großen Berliner Kunstausstellung. Der Fall Menzel — die glänzendste Reklame, die für die Sezession überhaupt gemacht werden konnte — diente zur Beleuchtung der Nachenschaften im andern Lager und führte dem jungen Unternehmen neue Freunde zu. Der andere Fall harret noch der Erledigung, aber auch er wird der Sezession zum Vortheil gereichen; denn Gewalt und Ungerechtigkeit sind Gegner, die bei den fernem Stehenden keine Sympathien finden können. Die größte Empfehlung aber für die Sezession war die Große Berliner Kunstausstellung von 1899.

Der Vergleich beider Ausstellungen mit einander kann bei keinem Einsichtigen einen Zweifel darüber bestehen lassen, von welcher Seite Besseres

geboten wird. Man kann von einer Erörterung der Frage absehen, ob eine größere Zahl künstlerischer Kräfte der Sezession oder der anderen Partei angehört. Allein schon die Thatsache, daß die Ausstellung der Sezession nur den achten Theil der Kunstwerke enthält, die die Säle des moabiters Glashauses füllen, genügt, die neuere Veranstaltung zu empfehlen. Man hat im andern Lager vollständig das Gefühl dafür verloren, daß das Publikum nicht der Ausstellungen wegen da ist. So sehr interessiert die Künstler auch bei den Ausstellungen sein mögen: sie dürfen doch nie vergessen, daß der Hauptgrund, der die Besucher in die Ausstellungen führt, der ist, sich an den Darbietungen der Kunst zu erfreuen, Kunst zu genießen. Eine Arbeit — und Das ist die Besichtigung von zweiundeinhalb Tausend Werken unzweifelhaft — schießt den Begriff des Genusses völlig aus. Daß das Publikum die Zumuthung, eine solche physisch und intellektuell anstrengende Arbeit zu leisten, nicht selbst zurückweist, liegt daran, daß der Umfang der Ausstellungen allmählich gewachsen ist und die liebe Gewohnheit das Uebrige gethan hat. Der Schaden, den das allgemeine Kunstverständnis durch die ungeheure Ausdehnung der Ausstellungen erlitten hat, tritt jetzt erschreckend deutlich in die Erscheinung. — jetzt, wo man wieder zu begreifen beginnt, was Kunst eigentlich ist. Wenn man sich auf die Seite der Künstler stellen will, so bieten diese umfangreichen Ausstellungen allein Denen Vortheile, deren Arbeiten nur bei der flüchtigsten Betrachtung Kunst zu sein scheinen. Die Künstler dagegen, auf die es ankommt, deren Schöpfungen eine intime Besichtigung verlangen, um ihrem Werth nach erkannt zu werden, bleiben bei dieser Art der Betrachtung meist vollkommen unbemerkt, während sie in kleineren Ausstellungen fast stets richtig gewürdigt werden und so nicht allein zur Verbesserung des Kunsturtheiles beitragen, sondern auch das Ansehen der Kunst in wünschenswerthester Weise beim Publikum stärken. Da nun weder die Kunst noch der Kunstgenuß in den großen Ausstellungen zu ihrem Recht kommen, bleibt schließlich nur ein Grund für ihre Existenz: das Geschäft. So sehr es aber den meisten Künstlern auch am Herzen liegen mag, — die idealen Momente des Ausstellungswesens dürfen nicht in der Weise außer Acht gelassen werden, wie es in Berlin seit den achtziger Jahren geschehen ist. Die Situation, die Dergleichen früher hätte entschuldigen können, hat eine wesentliche Aenderung erfahren. Die offiziellen Kunstausstellungen sind es nicht mehr allein, die dem Publikum die Bekanntschaft mit den neuesten Kunstwerken vermitteln und den Künstlern Verkaufsgelegenheiten bieten. Eine große Zahl von Kunsthandlungen ist entstanden, die Ausstellungen veranstalten und dem „Geschäft“ ihre Aufmerksamkeit widmen. Das Publikum lernt in diesen „Salons“ den größten Theil der für die großen Kunstausstellungen bestimmten Werke schon vorher kennen, so daß der Reiz der Neuheit nicht mehr als Zugkraft mitwirkt. Nachdem also

die Salons den Ausstellungen einen wesentlichen Theil ihrer früheren Aufgabe abgenommen haben, wären die Ausstellungen logischer Weise genöthigt, ihrem Dasein einen anderen Grund zu geben. Daß ein Kunsthändler um der schönen Augen der Künstler und der Besucher seines Salons willen sich in Unkosten stürzt, Das wird selbst der naivste Publikums Mensch sich nicht einbilden; aber nicht Wenige im Publikum glauben, daß der Inhalt der großen Ausstellungen die Cröme der künstlerischen Produktion des letzten Jahres vorstelle. Wenn die Veranstalter der offiziellen jährlichen Kunstrevuen diese guten Leute nicht weiter hinters Licht führen und wirklich nur die vorzüglichsten der ihnen angebotenen künstlerischen Leistungen annehmen und zeigen wollten, so hätte die in so argen Verfall gerathene Einrichtung mit einem Male wieder Zweck und Sinn. Das hieße allerdings zugeben, daß die Prinzipien der Sezessionen richtig sind. Aber ehe man sich dazu entschließt, läßt man die offiziellen Kunstaussstellungen lieber zum Gespött der Welt werden. Die Sympathien der Mehrzahl aller Künstler für diese Art von Ausstellungen sind ohne Bedeutung, denn man kennt die Gründe, weiß, daß die großen Ausstellungen vor Allem persönlichen Interessen dienen, und hat unzählige Beispiele dafür, daß keine Leistung so schlecht ist, als daß sie nicht doch auf irgend welchem Wege hineingelangen könnte. Die Verquickung von Kunst und Geschäft gerade ist es, die die großen Ausstellungen so umfangreich, so bedeutungslos macht und gegen die gekämpft werden muß.

Es hieße zu weit gehen, wollte man sagen, der Inhalt des moabiter Glashauses sei überhaupt nichts werth gewesen; aber er erschien werthlos, weil die Verkaufsware und die billigste Kunst derart überwogen, daß die künstlerisch bedeutsamen Leistungen gar nicht zur Wirkung kamen. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß aus der Ausstellung einige Säle voll thatsächlich guter und sehenswürdiger Kunstwerke herauszubestimmen gewesen wären, die Achtung geboten und Beifall gefunden hätten. Warum waren solche Säle nicht da? Warum mußte der Besucher von dieser Ausstellung den Eindruck mitnehmen, als läge die berliner Kunst in den letzten Zügen und suchte durch Masse zu ersetzen, was ihr an Gehalt abgeht? Das sind verrottete Zustände, an deren Erhaltung nur Die ein Interesse haben können, die eines niedrigen Niveaus der Kunst bedürfen, um sich selbst zur Geltung zu bringen, oder Die, die in der Ausstellung nichts sehen als eine Käuferfalle. Eins ist so unwürdig wie das Andere, weil die Gesamtheit darunter zu leiden hat. Zu der Mißstimmung, die eine solche Ausstellung erregt, gesellt sich aber noch der Verdruß über den Zeitverlust, den die Durchmusterung dieses Hauses gleichgiltiger Werke kostet. Zeit ist ein viel zu werthvoller Artikel im Leben des modernen Menschen, als daß man sich geduldig darum bringen ließe. Wie man die Sache auch drehen und wenden mag: es giebt auf keiner Seite einen vernünftigen Grund für die Fortexistenz der Großen Berliner Kunstaussstellung in der bisherigen Weise.

Wenn die Sezeſſion nöthig hätte, mildernde Umstände zu plaidiren, müßte das Urtheil über ihre Ausstellung viel rüchſichtvoller gefällt werden als das Verdict über den Inhalt der moabiter Kunst-Markthalle; denn es handelte ſich nicht um ein vielfach erprobtes, ſondern um ein neues, eilig und ohne Unterſtützung der Behörden in Szene geſetztes Unternehmen. Die Sezeſſion bedarf jedoch keiner Nachſicht. Sie hat das Mögliche geleistet, um die Berliner von den Vorzügen einer kleinen, gewählten Ausſtellung zu überzeugen; ſie hat bewieſen, daß man ſehr wohl eine allgemein intereſſante, ja ſogar glänzende national deutſche Kunſtausſtellung veranſtalten kann, und ferner, daß ſich auch in einigen hundert deutſchen Werken ein Bild von den Gedanken geben läßt, die jetzt die Kunſt im Großen bewegen. In der Großen Berliner Kunſtausſtellung imponirte weder die deutſche noch die fremde Kunſt und ſtatt neuer Ziele gewahrte man nur eine allgemeine Verwirrung der Begriffe.

Es iſt eine leidige Gewohnheit der berliner Künſtler, empfangene Anregungen zu Tode zu hehen. Man erinnere ſich an die Plattheiten, die der Pleinairismus, die Armeleutmalerei, der ſchottiſche Kolorismus und der Symbolismus nach einander in Berlin gezeitigt haben. Und nicht allein das Prinzip der großen Ausſtellungen ſcheint durch Berlin jetzt ad absurdum geführt werden zu ſollen: auch eine der hübscheſten Erfindungen der Ausſtellungskunſt, die Sondervorführung von Werken bedeutender lebender Künſtler, muß daran glauben. In Berlin meint man, Alles geleistet zu haben, wenn das Neußerliche ſtimmt. Natürlich kann man von Sonderausſtellungen ſprechen, wenn man Leuten wie Max Kales, Hans Meyer, Jr. von Schennis, Hans Bohrdt, Joſef Scheuvenberg und Herren ähnlichen Schlagens Säle zur Verfügung ſtellt und ſie auffordert, ihre Arbeiten dort aufzuhängen. Aber was bedeuten die Genannten für die zeitgenöſſiſche Kunſt? Wer hat ein Intereſſe daran, ſehr mäßige Illuſtrationen von der Paläſtina-reiſe des Kaiſers, langweilige Anſichten von Italien, verlogene Variationen über ein bis zum Ueberdruß geſehenes Bild, Nachahmungen moderner Meiſterwerke u. ſ. w. zu ſehen? Leibl, Trübner, Thoma, Knaus, Liebermann, — ja: bei Denen konnte man bewundern, ſah bedeutende Perſönlichkeiten im mannichfachen Spiegel ihrer Werke und fühlte deutlich den Flügelschlag des Genius; aber die Kleinen erſcheinen im Rahmen einer Sonderausſtellung noch belangloſer als ſonſt und machen die Einrichtung zum Gelächter. Komisch wirkte in der moabiter Ausſtellung auch die kunſtgewerbliche Abtheilung. Man kümmerete ſich gar nicht darum, was das moderne Kunſtgewerbe eigentlich zu zeigen hat, ſondern richtete Räume her, die, mit geſchmackloſen Wöbeln und allerlei Schnid-Schnad gefüllt, dem nichts ahnenden Publikum als neueſte Offenbarungen des in hohem Aufſchwung begriffenen deutſchen Kunſthandwerkes präſentirt werden. Dem Verbands Deutſcher Illuſtratoren ſtellte man den größten der hieſigen Säle zu einer

Separat-Ausstellung zur Verfügung und nöthigte ihn dadurch, auch minderwerthige Arbeiten seiner Mitglieder zur Füllung aufzunehmen, — was weder der Sache noch der Ausstellung zum Vortheil gereichte. So setzte sich die Große Berliner Kunstaussstellung aus lauter Absurditäten zusammen, die deutlich genug dafür sprachen, daß man es nicht allein an der erforderlichen Sorgfalt, sondern mehr noch an dem nöthigen Nachdenken hatte fehlen lassen.

Dem entsprachen denn auch die Offenbarungen der Kunst in Moabit. Keiner der ihr zugewiesenen Räume machte einen erhebenden Eindruck; nirgends ein imponantes Werk, aber überall jene Dugendkunstwaare, die mit der größten Prätenktion nichts zu sagen weiß. Und dennoch hatte Lenbach die Ausstellung mit einigen besseren Portraits berühmter Zeitgenossen beschiedt, waren Menzel, Leibl und Thoma vertreten und sogar eine werthvolle Sonderausstellung gab es: die Ausstellung von Werken des anfangs der sechziger Jahre verstorbenen Thiermalers Teutwart Schmitson. Man konnte angesichts dieser Ausstellung glauben, die Kunst stände absolut still und an jungen, aufstrebenden Talenten fehlte es durchaus, wenn man nicht bei eifrigem Suchen in den verborgensien Winkeln einige Landtschaften von bisher unbekanntem Künstlern entdeckt hätte, die, zusammengehängt, eine erfreuliche Dase in dieser Kunstwüste gebildet hätten. Diese Landtschaften wären als Gruppe zugleich ein Zeugniß dafür gewesen, daß im Lehrkörper der akademischen Hochschule nicht nur Dreffeure, sondern vereinzelt auch Künstler zu finden sind, die das Talent ihrer Schüler verständnißvoll und ohne Zwang auf einen richtigen Weg zu führen wissen. Eugen Bracht, der in der Ausstellung nicht vertreten war, feierte in den Leistungen dieses Nachwuchses einen der schönsten und reinsten Triumphs. Von den eigentlichen berliner Künstlern war es fast nur Max Koner, der angenehm auffiel. München hat ganze Waggonladungen des bösesten Kritisches geschickt. Nicht zehn Werke bezeugten, daß es auch Maler, nicht nur Bilderfabrikanten in Bayerns Hauptstadt giebt. Von der Plastik, die in Verbindung mit der Palmten-Ausstellung eines Gärtners aus Bordighera vorgeführt wurde, schweigt man am Besten. Louis Tuailon war fast der Einzige, der mit seinem reitenden „Sieger“ die Ehre der deutschen Bildhauerkunst rettete. Einige Kleinplastiker passirten ebenfalls. Die vorhandene Denkmalkunst aber leistete an Geschmacklosigkeit geradezu Erstaunliches. In der brünstigen Erwartung, an gewisser Stelle nicht unbemerkt zu bleiben, ließ Einer sogar den Kaiser im Kostüm eines Kreuzfahrers von 1150 sehen. Eine unglaublich geistlose Idee, die die weitesten Perspektiven für streberhafte Künstler öffnet!

Von diesem fatalen Angeln nach der Gunst des Publikums und allerhöchster Gönner war in der Ausstellung der Sezession — gottlob! — keine Rede. Dafür bemerkte man ernste, große Kunstwerke und die Absicht, ein möglichst vollkommenes Bild von dem gegenwärtigen Stande der deutschen Kunst zu geben. Nicht die Richtung, sondern der künstlerische Werth, die auf-

richtige Empfindung waren für die Aufnahme der Werke bestimmend. Die beiden großen Wesenheiten deutscher Kunst: Wahrheit und Dichtung, die im Zeichen Menzels und Boecklins stehen, sind zu ihrem Recht gekommen. Daß Die, so hinter Menzel schreiten und mit scharfem Auge und sicherer Hand die Wirklichkeit für die Kunst erobern wollen, hier nachhaltiger auf den Beschauer wirkten, hatte seinen Grund weniger in der Thatfache, daß von dieser Seite die vorzüglichsten Leistungen in der Ausstellung stammten, als in der allgemeinen Mißstimmung, die die Orgien des Idealismus in den letzten Jahren erregt haben. Man hat auf einmal wieder Gefühl bekommen für die Vorzüge einer getreuen Naturbeobachtung, einer ehrlichen, künstlerischen Arbeit gegenüber den billigen, schlecht gemachten Tiefsinnigkeiten, die bis zuletzt die Situation beherrschten und die Kunst wieder auf ein beklagenswerthes Niveau herunterzuziehen drohten. Die Erkenntniß, daß man sich hat täuschen lassen, giebt den Sympathien und Antipathien eine Stärke, die gelegentlich zu Ungerechtigkeiten verführt. Man verwechselt Führer und Gefolgschaften und läßt Jene entgelten, was Diese verbrochen haben. Dazu kommt freilich, daß auf der Menzel-Seite ein kräftiger, gesunder und selbständiger Nachwuchs vorhanden ist, während die modernen Idealisten fast ohne Ausnahme Nachtreter sind und nicht durch eigene Kraft wirken, sondern von dem Reichthum ihrer Vorbilder zehren. Daß die Wirklichkeitskunst, die zugleich danach strebt, gute Malerei zu bieten, die Führung wieder übernehmen will, geht daraus hervor, daß sie die Tendenz zeigt, den Idealismus auf seinem eigenen Gebiet zu schlagen, und erzählende Bilder produziert. Man will exemplifiziren, daß der literarische Inhalt eines Gemäldes gute Malerei, die Lösung rein künstlerischer Probleme nicht ausschließt, daß man ohne Schaden für die Kunst an die Stelle der Thatfachen auch Begebenheiten setzen kann. Max Stevogt wagte es mit einem „Verlorenen Sohn“ und einem von Temperament strotzenden „Totentanz“, Wilhelm Trübner mit einer „Susanna im Bade“, Louis Corinth mit einem „Bachantenzug“. Das ist ein gewaltiger Schritt vorwärts, den die realistische Malerei thut; denn er sichert ihr für die Zukunft die Theilnahme des Publikums, das nur aus Mangel an Interesse für die einfachen, natürlichen Erscheinungen die Summe von großer Kunst überseh, die in den Werken der starken Bahnbrecher, der Menzel, Leibl, Liebermann, Trübner, steckt, obgleich es jetzt den Anschein hat, als beginne sich das Verständniß für die Bedeutung dieser Meister auch in weiteren Kreisen zu regen. Die Gegner der Sezession haben ihr zum Vorwurf machen wollen, daß sie auf ältere Arbeiten der großen Wahrheitsucher zurückgegriffen hat; aber es blieb ihr, wollte sie die Grundströmung der jetzt herrschenden Bewegung in der Kunst sichtbar machen, nichts Anderes übrig, als zu zeigen, wie jung und frisch und überzeugend die Werke gerade jener Künstler noch wirken, die der

Idealismus überwunden zu haben glaubte, und wie hoch sie als künstlerische Leistungen über dessen bis vor Kurzem bewunderten Schöpfungen stehen. Wenn die Sezession weiter nichts gethan als dem verständnißvollen Publikum die Möglichkeit gegeben hätte, das Fazit der künstlerischen Evolution im letzten Viertel des Jahrhunderts zu ziehen, so müßte man ihre Existenz als eine Wohlthat preisen; aber sie hat noch andere Verdienste. Sie hat bewiesen, daß eine Ausstellung nicht vieler Tausende von Werken, keiner Gartenkonzerte und keiner Demimonde bedarf, um das kunstfreundliche berliner Publikum anzuziehen. Sie hat, als sie bemüht war, das Beste zusammenzubringen, das gegenwärtig in Deutschland vorhanden ist, die im Erlöschen begriffene Theilnahme des berliner Publikums für die Kunst aufs Neue belebt und damit eine verdienstliche Wirkung auf seinen Geschmack ausgeübt. Es hätte vielleicht Manches anders sein können. Es wäre kein Schaden gewesen, wenn das Sezessionshaus ein Wenig größer gerathen wäre und man dann die Bilder weniger dicht hätte hängen können. Auch ein paar Ueberflüssigkeiten unter den ausgestellten Werken würde man ohne Bedauern vermigt, die berliner Kunst gern etwas eindrucksvoller vertreten gesehen haben. Aber der Gesamteffekt, der Sinn, waren gut; und vor Allem ist der Anfang zu einer energischen Auffrischung und Verbesserung des berliner AusstellungsweSENS gemacht.

Die Gerechtigkeit verlangt, zu sagen, daß Liebermann, Leistikow und Frenzel sich um das Zustandekommen dieser für die Zukunft Berlins als Kunststadt so bedeutungsvollen Ausstellung die größten Verdienste erworben und in selbstloser, aufopferungsvollster Weise für das Unternehmen gewirkt haben. Es muß ferner gesagt werden, daß nur die sehr rege Theilnahme der münchener Sezessionisten es ermöglicht hat, der Ausstellung diesen aktuellen und interessanten Charakter zu geben. Ob die selben Kräfte im nächsten Jahr wieder zusammenwirken werden, ist, wie alles Zukünftige, fraglich; jedenfalls haben sie darin Vorbildliches geleistet, daß sie den Nachdruck auf die Kunst, nicht allein, wie es von den Veranstaltern der Großen Berliner Kunstausstellung geschieht, auf die Ausstellung legten. Der Erfolg dieser ersten Ausstellung der Berliner Sezession ist der Gesinnungstüchtigkeit ihrer Führer zu danken und den Fehlern, die in Noachit gemacht worden sind. Mögen noch so abschreckende Urtheile über sezessionistische Kunst, die es in Wirklichkeit gar nicht giebt, aus kaiserlichem Munde fallen: wenn diese Faktoren erhalten bleiben, ist die Zukunft der Sezession und damit die Sache der Kunst in Berlin gesichert. Von der Großen Berliner Kunstausstellung aber wird man dann ohne Umschweife als von einem staatlich konzessionirten Kunstjahrmarkt sprechen dürfen und sprechen müssen.

Hans Rosenhagen.



Herbstwehen.

Über die leichtgläubige Hoffnung der Liebenden! So warnt Seneca, der stoische Philosoph, dem sein auf Sensationen allzu erpichter Schüler Nero die Gelegenheit gab, noch im Sterben eben so bewundernswürdig wie im Leben zu doziren. Trop Stoa und Alter muß der Weise das trügerische Sehnen der Verliebten gekannt haben, die für wahr stets nur Das halten, was sie sich wünschen. Lange genug umring ein solcher Wahn die Börse und rauher Herbststürme bedurfte es, um die Bethörten aufzurütteln; aber schon segten sie durch die Lüfte und erschütterten das in süßen Schlummer gelaukte Vertrauen und die lächelnde Siegeszuversicht.

Es war ein böser Ultimo, der das letzte Viertel des Jahres einleitete, wenn auch äußerlich keine Zahlungseinstellung die inneren Konvulsionen verrieth. Seit August waren Engagements gelöst worden, um der Versteifung des Geldmarktes rechtzeitig zu begegnen. Vergeblich! Geräuschlos und sicher nahte das Unheil, zuletzt noch durch die Transvaal-Krise verschärft, und als die Reichsbank ihren Status in der dritten Septemberwoche prüfte, war nicht nur ihr steuerfreies Kontingent, das acht Tage vorher noch beinahe dreiundfünfzig Millionen Mark ausgewiesen hatte, verschwunden, sondern sie befand sich darüber hinaus mit mehr als einer halben Million in der Rotensteuer. Welche Zammerrufe erhoben sich vor Jahresfrist, als die Bank 360000 Mark Rotensteuer zu entrichten hatte; und dabei waren damals die Geldverhältnisse, mit den heutigen verglichen, geradezu glänzend. Je mehr der Verkehr gewachsen ist, desto mehr hungrige Kostgänger melbten sich bei der Reichsbank. Da halfen keine subventionirten Genossenschaftskassen; und lachen konnte nur der Reichsfiskus, der 1895: 224 042, 1896: 464 801, 1897: 767 916 und im Jahre 1898: 1927 401 Mark Rotensteuer einstrich. Den höchsten Rekord wird aber das laufende Jahr bringen. Wie energisch sich auch die Bankleitung gegen weitere Verkehrserschwerungen stemmen mag, es bleibt nichts mehr übrig, als die Nothbremse anzulegen. Die Bayerische Notenbank ist bereits vorangegangen; die Einreichungen waren zu dringend und so ließ sie die Reichsbank durch die Steigerung des Wechsel- und Lombard-Zinsfußes um ein halbes Prozent hinter sich. Selbst der Privatdiskont hat sich über die offizielle Bankrate erhoben, — hoffentlich nur in Folge des Angebotes von Finanzwechseln, die von den Kassen der Reichsbank abgeschlossen sind. Selbst in London ist der Privatdiskont auf vierneinhalb Prozent gestiegen. Bei uns stellte sich der Satz für Prolongationen trotz vorzeitiger Lösung umfangreicher Hausforderpflichtungen bei der Septemberabwicklung doch bis auf sechsdeireiertel Prozent. Am Abenteuerlichsten sieht es aber in New-York aus, wo für tägliches Geld nicht weniger als vierzig Prozent bewilligt werden mußten. Wir blinzeln schon zu unseren angelsächsischen Vettern hinüber, deren erstes Finanzinstitut durch die andauernde Erhebung des privaten Wechselzinses über den offiziellen jede Kontrolle des Wechselmarktes eingebüßt hat. Und die Bank von England kam in die Lage, an einzelnen Tagen Gold bis zu

hiebshunderttausend Pfund Sterling an Südafrika und Argentinien, an Malta und Egypten auszugeben, während ihre Eingänge etwa viertausend Pfund Sterling nicht überstiegen. Was ich kürzlich hier voraussagte, ist eingetroffen: die englische Regierung giebt für 1325 000 Pfund Sterling Schatzwechsel aus und muß bei einer Zuthheilung in sechsmonatlichen Appoints den für die dortigen Verhältnisse abnormen Jahreszinsfuß von dreifünfsachtel Prozent zugestehen. Das ist gewiß bedenklich.

Wie übrigens die eisernen Würfel auch fallen mögen, der Börsenspekulation beginnt es zu dämmern, daß auch sie sich auf Entscheidungskämpfe gefaßt zu machen hat. Während der unselige Goldhunger die Schaaften zu der einen oder der anderen Partei treibt, steht der Steuerfiskus unbeweglich da: ihm sind Waiffe und Hauffe gleich tributpflichtig. Die Periode heftigster Kursschwankungen, an deren Schwelle wir stehen, wird ihm nicht geringeren Gewinn bringen, als bisher die halb dem Gründungeifer, halb dem Kapitalbedürfniß entsprungene Emissionwuth; und wenn das Jahr vollendet ist, wird (gegenüber dem Voranschlag von 28 800 000 Mark) das Sämmchen von vierzig Millionen aus der Börsensteuer eingegangen sein, — ein bisher unerhörter Betrag. Unsere regirenden Bureaukraten, denen nichts über die Zahl geht, mögen freilich glauben, daß, wenn der Herr Reichsschatzsekretär schmunzle, Alles im Reich zum Besten bestellt sei. Aber wäre es nicht doch besser, wenn fremde, halbbankerotte Staaten den Geldschrant des deutschen Sparers weniger zugänglich fänden, selbst auf die Gefahr hin, daß dann ja auch das Reich um einen großen Theil der Eingänge käme, die es mühe- los erhebt? Welches Wort ist stark genug, wenn sich bestätigt, was die Daily Mail behauptet, nämlich, daß Deutschland zusammen mit England dem portugiesischen Staat fünf Millionen Pfund Sterling vorstrecken soll? Was eine Finanzkontrolle in der Delagoabai als Garantie werth ist, läßt sich keineswegs übersehen.

Geographisch näher liegen uns die Kalamitäten der schleichenden Finanzkrisis, die seit vier Jahren in Pest herrscht. In den jüngsten Wochen haben sich die Geldverlegenheiten dort bis zum Versuch von Reporkfäudigungen einzelner Banken gesteigert, die große Selbstregulationen der pester Spekulation nach sich zogen und den wiener Markt, mit Exklusionen belasteten, denen er sich nicht gewachsen zeigte. Dem ungarischen Staat liegt noch immer der Mißerfolg der Investitionsanleihe in den Gliedern; aber statt mit kühnem Entschluß das begangene Versehen wieder gutzumachen und einen Zinsfuß von viereinhalf Prozent, wie er den dortigen Wirthschaftsverhältnissen entsprechen würde, für die Staatsanleihen zu normiren, quält man sich mit dreieinhalf Prozent, die Jedermann zurückweist, weiter und kann eben doch nicht der Welt Sand in die Augen streuen. Ungarn muß nun einmal mit der Thatfache rechnen, daß es ein Ackerbaustaat ist, der, wenn Mißernten, Viehsenken und schlechte agrarische Kreditverhältnisse einige Jahre hindurch wirken, sein finanzielles Gleichgewicht verliert. In Rußland war man klug genug, ausländische Industrielle und ausländisches Industriekapital heranzuziehen und allmählich eine eigene, unabhängige Industrie im Lande zu schaffen. Ungarn zog es vor, Umschmen von Pfandbriefen zu kreiren — natürlich alle mündelsicher — und sie den deutschen Kapitalisten aufzuhängen, die so unvorsichtig waren, zuzugreifen. Hätten sie vorher nur einen Blick in die Portefeuilles österreichisch-ungarischer Banken und Sparkassen werfen können!

Sie sind angefüllt mit Bauweckstein, die keine Aufnahme mehr fanden, so lange sie auch umherirrten, und zahlreiche Bauten stehen heute in unfertigem Zustande da.

Das mag auch für uns ein Menetekel sein. Aus den Kreisen der ober-schlesischen Cementindustrie stammt die zuverlässige Nachricht, daß die in letzter Zeit gegründeten Fabriken in Sorge sind, ob ihre Produktion Absatz finden werde. Dabei gehören sie dem Verkaufssyndikat an und sind von diesem eben so wie die alten Unternehmen zu berücksichtigen. Fehlt es heute noch nicht an Aufträgen, so folgt auf das Heute doch ein sehr ungewisses Morgen. Die nächst-jährigen Dividendenerklärungen werden keines Kommentares bedürfen. Risikotrauen in die Leistungsfähigkeit unserer Fabriken ist zum Glück noch nirgends zu spüren, obgleich die überhäufte Produktion triftigen Grund dazu bieten könnte. Vor der Öffentlichkeit werden natürlich solche bedenklichen Interna nicht erörtert. Nur selten ist eine Verwaltung so aufrichtig, wie die der Annaburger Steingutfabrik. Sie bekannte reuig die Mängel ihrer Fabrikate und beklagte die technischen Fehler, die begangen worden waren; die Aktionäre hörten, staunten, bekamen als Prägelnaben der Verwaltung zehn Prozent Dividende weniger, als sie nach dem Ergebnis des Vorjahres erwartet hatten, und mußten sich schließlich noch gefallen lassen, daß ihr Aktienbesitz bedeutend im Kurse fiel. Auch bei der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft werden die Aktionäre die Sünden der Verwaltung mit einer empfindlichen Dividendenminderung zu entgelten haben. Seit etwa zwei Jahren schon war die Verwaltung ermächtigt, eine Sechsmillionen-Anleihe zu vier Prozent aufzunehmen, machte aber, so günstig die Geldverhältnisse damals lagen, doch von dieser Ermächtigung keinen Gebrauch. Heute läßt sich das Kapitalbedürfnis nicht länger aufschieben und die Herren finden kein Publikum mehr für ihre Obligationen. Man verzichtet daher auf die hoch hängenden Trauben und will junge Aktien ausgeben, — gleich auf neun Millionen Mark, nachdem man eben erst sechs Millionen zum Erwerb der Zeche „Courl“ erhalten hat. Das traf die Börse wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Die Aufsichtsräte der Gesellschaft jedoch waren sich schon lange über diesen Schritt klar geworden. Es handelte sich darum, wieder einmal im Trüben zu fischen, obgleich „Harpener“ ohnehin nicht mehr viel Reputation zu verschmerzen haben. Das leitende Bankkonfortium hatte wirklich nichts Angelegentlicheres zu thun gehabt, als durch unablässige Abgaben, die den außen stehenden Kreisen ganz unerklärlich waren, die jungen Aktien herauszufischen. Auch bot sich durch die Kollapserhöhungen und die damit zusammenhängenden Käufe eine besondere Gelegenheit, Stücke auf den Markt zu werfen. Für „Courl“ müssen die Aktionäre allein in diesem Jahre 11200000 Mark hergeben und wissen nicht, was die Zukunft bringen wird. Blickt man auf die bewegte Vergangenheit der Harpener Gesellschaft zurück, so wird man allerdings nichts Gutes ahnen, zumal wenn die Verwaltung fortfährt, die Naivetät der Aktionäre als ihr Potofsi auszubuten.

Dynkeus.



Notizbuch.

Nofentin, der „diplomatische Rechercheur“, vulgo Vorzimmerknäcker der Zeitung La République Indépendante in der guten, bitterbösen Preshafire L'Enfer von Edouard Conte, pflegt mit triumphirendem Lächeln den Zweiflern zuzurufen: Il y a toujours un homme du jour! Der unselig im Zeilenlohn Seufzende muß täglich einen Sichtbaren für sein Blatt ausschlichten und hat es nicht immer leicht, Den zu entdecken, der gerade „im Mittelpunkt des Interesses der öffentlichen Meinung“ steht. Diesmal könnte es für ihn, wenn er in Deutschland lebte, kein Zaudern geben. Von wem spricht, über wen schreibt, wen beschimpft man seit Wochen schon an jedem Tag früh und spät mit nie ermüdem Eifer? Wer ist der Mann, dessen Name uns aus jeder Zeitungspalte entgegenstarrt, häufiger noch als der Chamberlains, Krügers und des auch als Regisseur des eigenen Ruhmes unerreichten Nordpoljuchers Ransen? Es ist Herr Johannes von Riquel, Excellenz, Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Er ist an dieses Treiben gewöhnt, daran gewöhnt, als ein Vogelsreier betrachtet und von der mutigen Meute befehlt zu werden, die händischer Instinkt sicherer leitet als die schlaueste Ueberlegung. Unseren preussischen Demokraten steckt ein stattliches Vätererbe an Servilismus im Blut; sie wettern an Sonn- und Feiertagen wohl wider angemahntes Herrenrecht und reaktionäre Standesvorurtheile, in ihres Herzens Schrein lebt aber dennoch die tiefste Ehrfurcht vor den providentiellen Männern, die nun einmal zum Regieren berufen sind, und ein nicht minder tiefes Mißtrauen gegen die Parmenien, die sich ihren Weg aus eigener Kraft gebahnt und den Fuß in den himmelanragenden Nachtbereich gesetzt haben. Herr von Riquel — der in dem Herrn Alexander Meyer, dem geschickten Zeitartikelanthetiker der Vossischen Zeitung, einen alten, wie abstrüßenden Feind hat — war ihnen immer ein unheimlicher Gast, den ein beinahe abenteuerlich zu nennender, in unsere Tage nüchternen Uniformirung kaum noch passender Lebenslauf zu einem unahnbaren Höhepunkt geführt hatte. Das kann kein Staunen erregen. Der heutige Vicepräsident des Staatsministeriums im Preußen der Umsturzesepoche schrieb als Jüngling an Karl Marx: „Kommunist und Atheist, will ich, wie Sie, die Diktatur der Arbeiterklasse; meine Mittel wähle ich nach der Zweckmäßigkeit; ich bin bereit, die Grundbedingungen der bürgerlichen Produktion zu vernichten; der partikulare Terrorismus, die lokale Anarchie muß erstrebt werden. Den individuellen Haß, die Rachlust des Bauern gegen den Wucher, die Erbitterung des Tagelöhners gegen den Herrn muß man ausbeuten; die revolutionäre Wuth muß auf die Spitze getrieben werden.“ Der Mann, der von allen seinen excellenten Kollegen heute den agrarischen Wünschen die größte Geneigtheit zeigt, sah früher im Vorstande der Diskontogesellschaft. Diese Thatfachen genügten, um ihn verdächtig zu machen. Und es nützt auch nicht, wenn gesagt wird: Er ist älter geworden, reifer, klarer, kälter und klüger, hat, wahrscheinlich wehmüthig lächelnd, von dem demokratischen Ideal halder Jugendeselei Abschied genommen, mit Reaktitäten rechnen gelernt und allgemach eingesehen, daß man der organisch gewordenen Wesenheit eines Staates nicht mit Knüppeln, Sensen und Peugabeln beikommen kann; er hat auch erkannt, daß es für Preußen, wie es wurde und ist, noch wichtigere Interessen giebt als Das, den Großbanken und Großhändlern gute Profite zu sichern. Einerlei: Die Menge will gradlinige „Charaktere,“ will Männer, die, nach Bartholémus seinem Wort, dumm genug sind, nie

ihre Meinung zu ändern; und die unbelehrbare Thorheit unserer Wald- und Wiesenliberalen, von deren rückständigen Dogmen er sich abgewandt hat, kann ihn die Sinnesänderung nicht vergehen. Jetzt hat er außerdem noch die Partei der politisch organisierten Katholiken gegen sich, bei der er früher sehr beliebt war, deren Führer, Herr Dr. Lieber, ihm nun aber Fehde angefangen hat. Die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben werden, sind mannichfach. Erstens soll er kein begeisterter Freund des Kanalplanes sein, von dessen Gelingen plötzlich das Heil Preußens abhängen soll, und es wird ihm nachgesagt, er habe dem Kaiser abgerathen, in Dortmund das monarchische Ansehen allzu stark für den Mittellandkanal einzusetzen. Der Rath wäre gut gewesen, denn daß es nicht nützlich für die monarchische Entwicklung nicht vortheilhaft ist, den König mit der Propaganda für Maßregeln zu behörden, deren Durchführung er, weil sie von anderen Machtaktoren mitzubestimmen ist, nicht verbürgen kann, daß es sich heutzutage überhaupt nicht mehr empfiehlt, den Träger der Krone stets ins Vordertreffen des politischen Kampfes zu drängen, sieht nachgerade wohl jeder Verständige ein. Und wenn Herr von Miquel auch die Schattenseiten des Kanalplanes erkennt, die Gefahren der Begünstigung eines einzigen Industriebezirkes auf Kosten der anderen, der gesteigerten Lohndruck und der verringerten Eisenbahneinnahmen, so steht er auf dem Standpunkt der Hanfsstädte und des Freiherrn von Stumm, die bisher doch zu den „Ordnungsparteien“ gerechnet wurden. Was für den Kanal zu sagen war, hat Herr von Miquel im Abgeordnetenhaus gesagt. Aber — Das ist der zweite Vorwurf — er hat gebuhlet, daß der Freiherr von Zedlitz und Neukirch, den er zum Präsidenten der Seehandlung gemacht haben soll, für die „Post“ und ähnliche Blätter Artikel gegen den Kanalplan schrieb. Ja, — ist der Freiherr von Zedlitz, der zu den Führern der freikonservativen Partei gehört, denn ein Kuli, dem der Finanzminister als Journalisten Pensum, Thema und Tendenz vorschreibt? Und können Leute, die sich für „liberal“ ausgeben, wirklich wünschen, daß preussische Beamte, wie Tschinowniks des Zarenreiches, jeden Plan und jedes Pländchen der Regierung auch mit ihrer Feder unterstützen? Wenn die Kollegen des Finanzministers so schwach und so stimmlos sind, daß sie sich einen Seehandlungspräsidenten aufschwagen lassen, weil Herr von Miquel einen Günstling gut unterbringen will, dann ist solcher Zustand sicher schlimm; einstweilen müssen wir annehmen, daß der Freiherr von Zedlitz allen Ministern ein für den freien Posten geeigneter Kandidat schien und daß sie ihn deshalb dem König zur Ernennung vorschlugen. Dadurch, daß dieser Beförderte kein Kanalfreund ist, kann seine Fähigkeit nicht verringert sein; denn trotzdem beide Namen an Wasser erinnern, hat der Mittellandkanal nicht das Geringste mit der Seehandlung zu schaffen. Es ist gut, wenn erfahrene Leute von weitem Gesichtskreis, Leute, die in verschiedenen Verwaltungszweigen den Dienst und die Bedürfnisse kennen gelernt haben, für Zeitungen schreiben, und noch viel besser, wenn sie in dieser Thätigkeit nicht auf ministerielle Weisungen zu horchen brauchen. Der Freiherr von Zedlitz hat auch früher schon einzelne gouvernementale Pläne bekämpft; im Allgemeinen aber — Das müssen Die sogar zugeben, denen seine Persönlichkeit als Politiker und Journalist nicht sympathisch ist — darf jeder Minister ihn zu den „Staat Erhaltungenden“ zählen. Dritter Vorwurf: Herr von Miquel ist nicht entschlossen, alle Breitsseiten der staatlichen Gewalt zu einem Feuergefecht gegen die Konservativen zu benutzen, und ein gutes Verhältnis zwischen der Regierung und den „Junfern“ scheint ihm nützlicher als ein Zustand, der die parlamentarische Herrschaft des Centrums im protestantischen Preußen sichern

mühte. Nun mag man die „Juncker“ als allen Unheils Väter hoffen; glaubt irgend ein nicht zur Entmundigung reifer Mensch, daß eine preussische Politik, wie sie den Hohenzollerntraditionen entspricht und zweifellos vom jetzigen Kaiser und König gewünscht wird, ohne die Konserverativen möglich ist? Auf wen soll sich denn eine Regierung stützen, die ein abgeschlossenes Hofleben alten Stils, einen zu prunkvoller Repräsentation fähigen Hochadel, ein starkes, diszipliniertes Heer mit vornehmen Führern und die ganze Mandarinenhierarchie erhalten will und der nebenbei noch die Aufgabe gestellt wird, beständig gegen den „Umsturz“ zu kämpfen? Herr von Miquel ist ja alt und zu vielerfahren, um nicht zu wissen, daß kein Kanal für Preußen so wichtig sein kann, wie die Gewißheit, die Branden stets frohen Sinnes um den Thron geschaart zu sehen. . . Die Zahl der Vorwürfe ist damit noch nicht erschöpft; sie sind zum größten Theil leicht zu widerlegen, wenn man sich nur die Mühe giebt, aus dem Empfinden eines Mannes zu urtheilen, der nicht der eigenen Uebersetzung, sondern einem Lösungswort gehorcht. Hier ist die Stelle, wo Herr von Miquel sterblich erscheint. Ein Minister, der auf den Ruhm eines selbständigen Politikers Anspruch macht, muß eine persönliche, klar erkennbare Weltanschauung haben; er darf sich nicht in sein Ressort zurückziehen und für den allgemeinen Gang der politischen Entwicklung im Privatgespräch die Verantwortung ablehnen, darf nicht „Alles mitmachen“. Dem Freunden, die ihn im Kastanienwäldchen besuchten, pflegte der Finanzminister früher zu sagen: „Da steht mein Stoß, da hängt Noth und Gut, — ich bin stets und stündlich zum Gehen bereit!“ Aber er blieb, obwohl ihm sicherlich weder der Capricismus noch die Boettichererei gefiel, die er durch die Unterzeichnung des berühmten Actestes doch stützte, und obwohl er, der über die Wohnungsreform und andere soziale Probleme werthvolle Studien gemacht hatte, an dem greisenhaften Verfall aller sozialen Arbeit keine Freude haben konnte. Reizt auch diesen Skeptiker wirklich der Schein einer Macht, deren Besitz der Handelsvertragsgraf einst „süh“ nannte? Oder handelt es sich um die Furcht eines Greises, mit der Berufstätigkeit auch den Rest der Lebenskraft zu verlieren? Die Hege, die jetzt wider ihn wüthet, ist jedenfalls etelhaft. Herr von Miquel übertrug seine Kollegen um Haupteslänge; er ist unter ihnen der einzige Politiker großen Stils, der einzige staatsmännische Geist, dem Talent und gründliche Bildung mindestens die Möglichkeit böten, den drängenden Fragen unserer Zeit die Antwort zu finden. Seine Steuerreform lobt ihren Schöpfer; was er für die Befundung der preussischen Finanzen gethan hat, würde ausreichen, seinem Namen in der Geschichte des Zollernstaates ein dauerndes Andenken zu sichern; auch der Grundgedanke seines Reichsfinanzreformplanes wird von der Zeit und der Nothwendigkeit durchgesetzt werden. Er ist ein guter Verwalter und an ihn wenden sich Alle, die an keiner anderen Stelle in Preußen für ihre Wünsche Verständniß finden. Er hat als Einziger die Pflicht erkannt, den wirtschaftlich und national bedrohten Ostprovinzen außerordentliche Hilfsmittel zuzuwenden, und hat, mehr als irgend ein Anderer, für eine ansehnliche Passade der preussischen Politik gesorgt. Er ist kein Jüngling mehr und der beste Theil seiner produktiven Kraft scheint verbraucht. Wer ihn jetzt aber dem Zorn des Königs demunziert, Der vergiftet doch, was gerade dem König dieser Mann mit seiner geschmeidigen Verfaßtheit geleistet hat. Das Regiren würde in Preußen durch den Abgang des Herrn von Miquel nicht erleichtert werden. Die Gegensätze würden erst dann in ihrer Schroffheit deutlich zu sehen sein. Und man würde merken, daß der Verhasste mehr war als ein *homme du jour* und

daß er, weil er Etwas konnte, ohne Ermatten von dem Gefudel der Kleinen verächtlich, beschimpft und verleumbet wurde, die nur mit Hühnsgleichen zu thun haben wollen und sofort wüthend werden, wenn eine überlegene Intelligenz, die das schlaue Mächlerspiel durchschaut und durchkreuzt, ihnen entgegentritt.

* * *

Paralipomena zur Affaire:

I. Aus dem *Higaro*, dem Hauptdreyfusblatt, vom sechzehnten August 1899: „Man braucht nur eine Viertelstunde lang die Richter (in Rennes) beobachtet zu haben, um an ihre Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit zu glauben und um sicher zu sein, daß sie gutes, gesundes Recht sprechen werden.“

II. Aus einem Brief des Obersten Schneider, des früheren österreichischen Militärattachés in Paris: „Ich glaube, trotzdem die Militärattachés Deutschlands und Italiens seit einem Jahr in allen Salons erzählen, Dreyfus sei nicht der Beräthter, daß Dreyfus mit den geheimen deutschen Bureaux in Straßburg und Brüssel in Verbindung stand.“

III. Aus der Zeugenaussage des Ministerialsekretärs Paléologue vor dem Kassationhof (*Enquête de la Cour de cassation*, I, 392) erfahren wir, der Deutsche Botschafter Graf Münster habe am siebenzehnten November 1897 Herrn Hanotaux, den Minister des Auswärtigen, besucht und ihm erklärt, er habe „noch nie von Esterhazy reden gehört.“ Aus der Zeugenaussage des selben Herrn Paléologue vor dem Kriegsgericht in Rennes erfahren wir, im Frühjahr 1899 habe der jetzige Fürst zu Münster Herrn Delcassé, dem Minister des Auswärtigen, mitgetheilt, der Deutsche Militärbevollmächtigte Oberst Schwarzkoppen habe an Esterhazy zahlreiche Kohrpostbriefe geschrieben.

IV. Im Reichsanzeiger wurde am vorletzten Tage des Dreyfusprozesses amtlich verkündet, der Deutsche Botschafter habe im Auftrag des Kaisers schon im Januar 1895 Herrn Casimir-Périer, dem Präsidenten der Republik, gesagt, Deutschland habe zu Dreyfus nie Beziehungen gehabt. Als Herr Casimir-Périer vor der Strafkammer des Kassationhofes gefragt wurde, ob der Deutsche Botschafter ihm je gesagt habe, Deutschland habe zu Dreyfus nie Beziehungen gehabt, antwortete er unter seinem Zeugeneid (*Enquête*, I, 330): „Ein solche Erklärung ist nicht abgegeben worden.“

